

WISSENSCHAFTLICHE GRUNDFRAGEN  
PHILOSOPHISCHE ABHANDLUNGEN IN GEMEINSCHAFT MIT  
B. BAUCH-JENA • J. BINDER-GÖTTINGEN • O. BUMKE-MÜNCHEN • E. CASSIRER-  
HAMBURG • R. HOLTZMANN-HALLE a. S. • E. KALLIUS-HEIDELBERG  
A. KNESER-BRESLAU • C. SCHAEFER-MARBURG • J. STENZEL-KIEL  
HERAUSGEGEBEN VON R. HÖNIGSWALD IN BRESLAU

---

---

V

---

---

VOM  
PROBLEM DES RHYTHMUS

VON

R. HÖNIGSWALD



---

SPRINGER FACHMEDIEN WIESBADEN GMBH

---

---

**D**ie „Wissenschaftlichen Grundfragen“ dienen sowohl der philosophischen Forschung wie der wissenschaftlichen Arbeit der Einzeldisziplinen. Das findet seinen Ausdruck schon in den Namen der Mitherausgeber. Die in zwangloser Folge erscheinenden Abhandlungen werden in strenger Wissenschaftlichkeit Fragen erörtern, die die Einzelwissenschaft stellen muß, die sie aber ohne methodische Besinnung auf ihre eigenen Grundlagen, also ohne wissenschaftliche Philosophie, nicht zu lösen vermag; andererseits Fragen, die der philosophischen Forschung aufgegeben sind, wo sie ihrem Begriff gemäß das Verfahren der Einzelwissenschaften untersucht. Zwar erschöpfen sich die Ziele der wissenschaftlichen Philosophie nicht in Analyse und Rechtfertigung der forschenden Wissenschaft, allein sie sind nur in stetem Bezug auf solche Rechtfertigung und Analyse zu ergreifen. In diesem Sinne werden die „Wissenschaftlichen Grundfragen“ auch Probleme aus dem Bereich der ethischen, ästhetischen und religiösen Begriffsbildung behandeln.

**D**ie „Wissenschaftlichen Grundfragen“ erscheinen in zwangloser Folge. Der Umfang der Einzelabhandlung beträgt höchstens 4–6 Druckbogen. Die Abhandlungen sind einzeln käuflich. Manuskriptsendungen können nur nach Verständigung mit einem der Herausgeber entgegengenommen werden.

R. Hönigswald

---

---

# WISSENSCHAFTLICHE GRUNDFRAGEN

PHILOSOPHISCHE ABHANDLUNGEN

IN GEMEINSCHAFT MIT

B. BAUCH-JENA (PHILOSOPHIE) • J. BINDER-GÖTTINGEN (RECHTSWISSENSCHAFT)  
O. BUMKE-MÜNCHEN (PSYCHIATRIE) • E. CASSIRER-HAMBURG (PHILOSOPHIE)  
R. HOLTZMANN - HALLE A. S. (GESCHICHTE) • E. KALLIUS - HEIDELBERG  
(VERGL. ANATOMIE) • A. KNESER-BRESLAU (MATHEMATIK) • C. SCHAEFER-  
MARBURG (PHYSIK) • J. STENZEL-KIEL (PHILOSOPHIE U. SPRACHWISSENSCHAFT)

HERAUSGEGEBEN VON

**R. HÖNIGSWALD**

BRESLAU

V

HÖNIGSWALD: VOM PROBLEM DES RHYTHMUS



1926

SPRINGER FACHMEDIEN WIESBADEN GMBH

# VOM PROBLEM DES RHYTHMUS

EINE ANALYTISCHE BETRACHTUNG  
ÜBER DEN BEGRIFF DER PSYCHOLOGIE

VON

RICHARD HÖNIGSWALD



1926

SPRINGER FACHMEDIEN WIESBADEN GMBH



ISBN 978-3-663-15212-5

ISBN 978-3-663-15775-5 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-15775-5

**ALLE RECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN**

Am 1. Oktober 1925 ward uns nach schwerer Krankheit

## GUSTAV HERBIG

entrissen.

Die engeren Fachgenossen harrten gespannt der Veröffentlichung seiner entscheidenden Untersuchungen über die lydisch-etruskische Sprachverwandtschaft. Für die „Wissenschaftlichen Grundfragen“ plante er mit großzügiger Initiative und ganz im Geiste jener Untersuchungen eine alle Völker und Zeiten umspannende Sammlung sprachphilosophischer Texte, an denen die tiefe Gemeinschaft seiner eigenen Forschung und der Fragestellung jeder im klassischen Sinn wissenschaftlichen Philosophie greifbar werden sollte. Ein tragisches Geschick entwand ihm vorzeitig die Feder. Die Reinheit und Größe seiner wissenschaftlichen Gesinnung aber werden befruchtend fortwirken, die Erinnerung an das edle Wesen des Menschen und Forschers wird in unserem Kreise nie erlöschen.

R. HÖNIGSWALD

## INHALTSÜBERSICHT

### Einleitung.

Analytische Absicht der Betrachtung. Begriff des Rhythmus, nicht Beschreibung der Rhythmuserlebnisse. Psychologische Erfahrung und psychologische Theorie 1.

#### I.

Problemstellung. Theoretische und genetische Frage 2, 3.

#### II.

Rhythmus und Zeitstreckengliederung 4. Produktion, Fundierung 5ff. „Gegebenheit“ fundierender Elemente, „relative Rhythmusindifferenz“ 8. Nichtfundierte Ganzheiten, Gestalt und Sinn 9, Wort, Rhythmusgestalt, Transponibilität 10f., „Identität“ des Rhythmus, die Relation „an“ 11. Rhythmus und Merkmalsbestimmtheit, Rhythmus und „Abstraktion“ 12. Der Begriff 13. Begriff und „Produktion“, Begriff und rhythmische Gestaltganzheit 14. Rhythmus und Gegenstandsbezug 15. Sinn und Fundierung, der „produzierte“ Gegenstand 16f., Rhythmusganzheit, „Teilrhythmus“ 18f. Begriff der „Monadizität“, Gestalten „höherer Ordnung“ 20, „einfache“ und „komplexe“ Rhythmen 21f. Gestalt als Gegenstand, Kritik der „Gegenstandstheorie“ 23f. Vorstellungsproduktion, Setzung 25.

#### III.

Das „fundierende“ Element. Seine „Gegebenheit“ als Funktion der Rhythmusgestalt 26—28. Seine Bestimmtheit im Sinne der Natur. Physikalische Bestimmtheit der fundierenden Elemente. Begriff der Gegebenheit überhaupt 28. Gegebenheit und Gestalten „höherer Ordnung“ 28. Fundierung, Empfindung, Organbezug, Reiz, Produktion. „Mein“ Körper 29f. Sein der Gestalt „an“ Etwas 30. „Affinität“ zwischen fundierenden Elementen und Gestalt 31. Physikalische und psychologische Begriffsbildung, Atomstruktur, „Überschaubarkeit“ 31f. Rhythmizität räumlicher Gebilde 32. Einteilung der Physik und Begriff der Psychologie 33. Der Begriff „Reiz“ und die „Reihe der Lebewesen“ 34. Produktion und Organbezug 35. Methodologisches, Empfindung und Gestalt. Das System der Wissenschaften 36. Produktion, „Monadizität“, Gegenständlichkeit 37.

#### IV.

„Präsenz“ 38. Gestalt und Teilgestalt. Raumgestalt. Kants „reine Anschauung“ 39. Das „Verstehen“ der Zeit 40. Verstehen und Wissen. Unbehagen vor dem Verstehen. Aufgabe, Störung 41. Zeitoptimum und Produktion. Zeiterleben 42. Kritik des Begriffs „Gliederungslosigkeit“ 43.

Zeitordnung und Zeiterlebnis 44. Die Möglichkeit „leerer“ Zeit 45ff. Begriff der Gliederung mit Bezug auf Gegenständlichkeit und „Monadizität“ 49. Rhythmus und Betonung 50. Beschränkung des Rhythmuserlebnisses auf bestimmte Modalsphären 51. Rhythmusgefüge und extensive Zeitbestimmtheit 52. Universale Bedeutung des Rhythmus 53. Biologische Grundlagen des Rhythmuserlebnisses 54. Rhythmus und psychophysische Beziehung. Das Problem der Psychologie 55. Fehlen des Rhythmuserlebnisses, Tendenz zum Rhythmisieren 56f. „Aufgabenwechsel“ 58. Rhythmus der „Persönlichkeit“. Der psychologische Versuch 59. Rhythmus und Monadizität. Leibniz 60. „Ich“ und produzierter Gegenstand 61. Rhythmusgestalt und Experiment 62. Einzelfall und Gesetz. Begriff der Psychologie 63f. Kritik des Begriffs „Vorstellungsproduktion“ 64. Gestalt, Empfindung, Produktion 65.

## V.

Willkürliches und unwillkürliches Rhythmisieren 66f. Rhythmusschwelle und Präsenz. Begriff des „Abstandes“ 67f. Schwelle überhaupt 68. Besonderheit der Rhythmusschwelle 69. Rolle der Zeit 69. „Konzentrierbarkeit“ der Rhythmusgestalten 69. Einzelfragen, Begriff des „Verstehens“, Problem des Zweifels 70. „Denken“ und „Schwelle“ 71. Empfindung, „Erleben“ und „Wissenschaft“ 71. Schwellenerlebnis im Medium des Rhythmus. Identität der Rhythmusgestalt 72. Produktion, „Gedächtnis“, Hobbes 73. Psychische Tatsachen und Theorie des Psychischen 74. Rhythmus und Wiederholbarkeit. Rhythmus und „Struktur“ 74f. Rhythmus und Ausdruck 76. Sprachlicher Stil und Rhythmus 77. Das Verstehen des „anderen“ 77f. Rhythmus und „Wille“. Pädagogische Bedeutung des Rhythmuserlebnisses 78. Zeitoptimum, Rhythmus und „Präsenz“ 78f. „Monadizität“. Optimalwerte und Naturgesetzlichkeit 79f. Einzigartigkeit des Erlebens, das „Ich“ 81. Kritik einer „Psychologie ohne Seele“ 82. Kritik der „Strukturpsychologie“ 83. Optimum. Rhythmus als Prinzip und Tatsache 84f.

## VI.

Eigengesetzlichkeit des Psychischen als Funktion des Gedankens der Gegenständlichkeit 85. Das Recht der psychologischen Fragestellung. Das „grundsätzlich Letzte“ 86. Psychophysisches Problem 86. Begriff des Organismus, natürliches System der Organismen 86. Zusammenfassung, philosophiegeschichtliche und systematische Bezüge, Philosophie der Romantik, Ausblicke 87. Rhythmus und Geltung, Rhythmus und Kunst. Schluß 88f.

## EINLEITUNG

Das Ziel der vorliegenden Abhandlung läßt sich ohne Schwierigkeit in einem einzigen Satz zusammenfassen: sie bemüht sich um das Problem des Rhythmus, genauer um den Begriff dieses Problems. Sie ist in solchem Sinne eine „analytische“ Betrachtung. Man könnte nun glauben, daß damit den eigentlich psychologischen Bedürfnissen noch nicht genügt werde. Denn diese gingen nicht sowohl auf das „Problem“ und den „Begriff“ des Rhythmus, als vielmehr auf eine wissenschaftliche Beschreibung des Rhythmus-erlebnisses selbst, auf die Herausstellung der Bedingungen, unter denen es auftritt und sich abwandelt. Es wird sich zeigen, daß die Klärung der Frage, wie das Problem des Rhythmus zu stellen sei, eine entscheidende Förderung zugleich der psychologischen Absichten im herkömmlichen und engeren Sinn des Wortes bedeuten müsse, daß hier Begriff und Tatsache einen sonst nirgendwo möglichen Wechselbezug erkennen lassen. Damit aber fügen sich diese Erwägungen zwanglos dem Rahmen der Gedankengänge ein, die an anderer Stelle als Untersuchungen über „die Grundlagen der Denkpsychologie“ dargestellt wurden.<sup>1)</sup> Denn auch in dem gegenwärtigen Zusammenhang wird es sich in erster Reihe darum handeln, die methodische Einheit zu begreifen und zu begründen, in der die Erfahrung des psychologisch Wirklichen und die Theorie aller psychologischen Einsicht verbunden sind. Auch an dem Problem des Rhythmus erschließt sich uns recht eigentlich die Frage nach den Beziehungen zwischen Psychologie und Philosophie oder vielleicht besser, die Frage nach dem Verhältnis zwischen Philosophie, Psychologie und der Arbeit der nichtpsychologischen positiven Wissenschaften. Mit diesen Aufgaben aber stellt sich die letzte und höchste aller wissenschaftlichen Grundfragen, die nach dem Begriff der Wissenschaft selbst, zur Erörterung. Sie ist philosophisch *κατ' ἐξοχήν*. So erweist sich denn auch die hier vorliegende Untersuchung, ungeachtet ihrer eigentlich psychologischen Absichten, ja gerade in Rücksicht auf diese, als eine im definierten Sinn des Wortes philosophische.

---

1) Die Grundlagen der Denkpsychologie. Studien und Analysen. Leipzig und Berlin 1925, B. G. Teubner.

## I.

1. Das erste nun, was ihr obliegt, ist die klare Umgrenzung der Ausgangspunkte. Sie betreffen, um es sofort auszusprechen, zunächst nicht die Anlässe, aus welchen sich Rhythmuserlebnisse einstellen. Unsere Betrachtung verschließt sich freilich der Bedeutung einer Frage nach jenen Anlässen durchaus nicht. Aber sie nimmt ihren Ausgangspunkt nicht von dieser „genetischen“ Frage. Auch richtet sie sich nicht auf die Naturereignisse, an die sich Rhythmuserlebnisse knüpfen mögen. Zwar bietet ja die Natur fast allenthalben und entgegen jeder Absicht ihrer Beobachtung in überreicher Fülle Rhythmen dar (Pulsschlag, Grillengezirpe, Brandung). Und in tausendfach wechselnden Formen gesellt sich ihr als Quelle möglicher Rhythmuserlebnisse die Technik hinzu. Allein, den Begriff des Rhythmuserlebnisses vermag auch eine noch so sorgfältige und umständliche Aufzählung dieser Verhältnisse nicht zu vermitteln. Gerade auf jenen Begriff aber kommt hier zunächst alles an, auf die Frage: Was ist es, welche Art von Tatsächlichkeit besitzt es? — Und ganz Entsprechendes gilt nach einer anderen Seite hin. Ob die Rhythmisierung gewisser Reize als Folge früherer Erfahrungen zu betrachten sei, ob es regelmäßig wiederkehrende, mit der Neigung zu rhythmischen Bewegungen des eigenen Körpers gesetzte Unterschiede der Betonung sind, die uns in eine Abfolge von Reizen Rhythmen „hineinzulegen“ veranlassen, ist im Rahmen einer umfassenden Theorie des Rhythmus gewiß nicht ohne erhebliche Bedeutung. Allein, das eigentümliche Problem des Rhythmus, wie es hier und zunächst gemeint ist, liegt genau besehen allem dem der Sache nach voraus. Es mag immerhin zutreffen, daß gerade Schallreize besonders leicht zu rhythmisierten und rhythmisierenden Bewegungen anregen und diese Bewegungen wieder die ausgesprochene Neigung verraten, sich als „motorische Einstellungen“ zu „erhalten“ Die Frage nach dem Gefüge, oder wenn man es so nennen will, nach dem „Wesen“ des Rhythmus, erscheint durch solche Hinweise noch nicht geklärt, ganz abgesehen von den ernststen methodischen Bedenken, die man aus den verschiedensten Gründen gegen die Wendung von einem „Sich-Erhalten“ motorischer „Einstellungen“ wird hegen dürfen.

2. Und ebenso: Auch schärfste Beobachtung der psychischen Begleitvorgänge des Rhythmuserlebnisses und peinlichste Genauigkeit beim Registrieren der objektiven Zeitwerte, die dieses Erlebnis zu

kennzeichnen scheinen, reichen, so wichtig sie an ihrer Stelle auch sein mögen, an den Kern der Frage, „was“ der Rhythmus eigentlich sei, und welche Bedeutung ihm im ganzen des psychischen Lebens zukomme, nicht heran. Es ist für gewisse Zusammenhänge ohne Zweifel in hohem Grade belangreich, daß jenseits einer bestimmten objektiven Zeitgrenze, etwa 2400  $\sigma$ , nicht mehr, beziehungsweise noch nicht rhythmisiert zu werden pflegt. Und nicht minder bemerkenswert ist es, den stets wiederkehrenden Angaben der Versuchspersonen zu entnehmen, daß ihre Rhythmuserlebnisse sich durch „Mitzählen“, durch begleitende sinnliche Erlebnisse irgendwelcher Art, durch „Rucke“, Bewegungsintentionen, Atem- und andere Bewegungen gekennzeichnet hätten. Und doch umgrenzt sich allem dem gegenüber die hier gestellte Aufgabe, den Begriff des Rhythmus im Hinblick auf das Problem der Psychologie selbst zu bestimmen, den Rhythmus im kritischen Sinn des Wortes zu definieren, als eine ganz besondere. Nicht wesentlich anders steht es denn auch um die speziellere Frage nach der Funktion der Gruppenpausen beim Zustandekommen des Rhythmus, um die Entscheidung, inwieweit er durch Gruppenpausen, inwieweit er durch Zeitintervalle zwischen den Reihengliedern, bedingt sei; oder um die ebenso zahlreichen wie scharfsinnigen Bemühungen festzustellen, ob und in welchem Umfang Rhythmuserlebnisse auch außerhalb der akustischen und der haptisch-motorischen Sphären möglich wären. Denn gleichwie der Rhythmus mit den Tönen, Bewegungen oder Lichtern, an denen er erlebt wird, nicht identisch ist, sondern wie man es gern nannte, „hinter ihnen liegt“, ganz so liegt auch die Frage nach dem Begriff des eigentümlichen Ordnungsgefüges, das er darstellt, „hinter“ der Konstatierung, das Rhythmuserlebnis sei auf bestimmte Modalsphären beschränkt. Gewiß, es ist nicht zu verkennen, daß die rhythmische Gruppierung der Elemente vielfach einer „aktiven“ und „willkürlichen“ Produktion unterliegt, und daß dabei der Verteilung der sogenannten „Akzente“ eine besonders wichtige Rolle zufällt. Man denke an die Freiheit, mit der das Gerattere des Eisenbahnzuges bald im Sinne dieser, bald in dem einer anderen „Melodie“ rhythmisiert wird. Aber noch erscheint auch damit die Frage nicht erledigt, welche gemeinsamen Bedingungen die Begriffe des „willkürlichen“ und des „unwillkürlichen“ Rhythmuserlebnisses umspannen mögen; welchen Voraussetzungen gemäß beide Erlebnisse, das „willkürliche“ und das „unwillkürliche“, Rhythmuserlebnisse heißen dürfen; ob der Begriff der Produktion nicht einer über das willkürliche Rhythmuser-

lebnis hinausgreifenden Erweiterung fähig sei und so zum Angelpunkt der ganzen Fragestellung werden müßte. Mit diesen Erwägungen aber befinden wir uns bereits inmitten der Schwierigkeiten unserer eigentlichen Aufgabe.

## II.

1. Das Rhythmuserlebnis stellt sich, wenigstens fürs erste, als ein durchaus anderes dar, wie das einfache Erlebnis einer Zeitstrecke. Wohl aber erscheint es an die Voraussetzung des Erlebens einer Zeitstrecke gebunden. Das Rhythmuserlebnis, so darf man sagen, entfaltet sich an diesem Erleben. Oder genauer: Die Zeitstrecke gliedert sich im Rhythmus. Das Rhythmuserlebnis ist das Erlebnis der Gliederung einer Zeitstrecke, wobei es zunächst noch offen bleibt, inwieweit auch das Erlebnis jeder Gliederung einer Zeitstrecke bereits das Erlebnis des Rhythmus in sich schließe. Nun heißt aber Gliederung einer Zeitstrecke das aufeinander bezogene Erleben mehrerer. Daher ist das Rhythmuserlebnis das Erlebnis mehrerer aufeinander folgender und in dieser ihrer Aufeinanderfolge aufeinander bezogener, mit Bezug aufeinander gegebener und durch diesen Bezug auf bezeichnende Weise vereinheitlichter Zeitstrecken. In solchem Sinne bedeutet das Erlebnis des Rhythmus zugleich zeitliches Zusammen- und zeitliches Unterschiedensein. Einmal also wird die Zeit im Rhythmus erlebt. Sodann aber ist sie auch das Prinzip, gemäß welchem sie erlebt wird. Und so erscheint sie hier als das Prinzip des Erlebens ihrer selbst.

2. Das alles wird alsbald noch näher zu erwägen sein. Vorerst aber mag einem nahegelegenen Einwand kurz begegnet werden. Man könnte geltend machen, daß ja schließlich jegliches Erleben die Norm der Zeit auspräge, und daß das Rhythmuserlebnis vor anderen in dieser Hinsicht nicht ausgezeichnet sei.

Gewiß, jegliches Erleben bestimmt sich gemäß der Norm der Zeit. Bedeutet doch Erleben allemal zeitliche Gliederung des Erlebten, oder besser: sind doch Erlebtes (zu Erlebendes) und Erleben in der Einheit des „Wissens“ stets verbunden. Auch „Wissen“ aber bedeutet Kontinuität eines Mannigfaltigen im Erleben der Zeit. Trotzdem unterscheidet sich das zeitnormgemäße Erleben der Zeit (im Falle des Rhythmus) von den Verhältnissen der zeitlichen Bestimmtheit andersgearteter Erlebnisse. Wir geben uns über diesen Unterschied, soweit es der augenblickliche Stand des Beweisgangs erfordert, kurz Rechenschaft. Das, „was“ ich erlebe, ist, obwohl durchgän-



gig auf die Tatsache des Erlebens selbst bezogen, ja als Erlebtes nur im Hinblick auf diese Tatsache überhaupt erst möglich, von dem Erleben als solchem unterschieden, mag auch wieder das Erleben nur in Rücksicht auf das Erlebte oder zu Erlebende, auf das „Was“ des Erlebens möglich sein. Im Erleben treten eben Erlebtes (zu Erlebendes) und Akt des Erlebens „korrelativ“ auseinander: Nur in ihrem Wechselbezug sind sie unterscheidbar, also „gegeben“ und unabhängig von ihrem wechselbezogenen Unterschiedensein entbehrten sie selbst jeglicher Bestimmtheit. Nur als „Relations-terme“, freilich nur als zu erlebende Relationsterme, treten sie auseinander. Nun kann ja jenes „Etwas“, das ich in der Kontinuität meines „Ich“, also in der Zeitnorm des Erlebens gemäß dessen Seinsmodus der sogenannten „Präsenz“, zu „haben“ weiß, unter Umständen wiederum die Zeit selbst sein. Ich kann wissen, daß ich „Zeit“ erlebe. Die Zeit stellt sich in diesem Fall zugleich als das zu erlebende „Etwas“ dar, sie selbst ist hier dem zeitlich normierten Erleben gegenüber „Relationsterm“. Die so geschaffene Beziehung aber läßt neue bedeutsame Züge erkennen. Erlebnisgegenstand und Erlebnis verschmelzen über die oben gekennzeichnete „Korrelation“ hinaus zu einer Einheit von wohldefiniertem Gefüge. Die Zeit, die ich erlebe, und die Zeitnorm, gemäß welcher ich sie erlebe, verschmelzen zur Einheit eines Gebildes, das ebenso Erlebnisgegenstand, wie es Erlebnisakt ist. Es ist Zeitgliederungserlebnis. Oder genauer: Das Erlebnis der gegliederten Zeit fällt mit dem gliedernden Erleben der Zeit zusammen. Das nun ist der Zusammenhang, der sich, wie noch genauer zu begründen sein wird, im Rhythmuserlebnis darbietet.

3. Wir berühren damit einen schlechthin eigenartigen Sachverhalt. Auf keinen Fall erscheint er durch den geläufigen Satz, daß das Erlebnis einer „Tatsache“ die Tatsache des Erlebens fordere, ausreichend umschrieben. Denn dieser Satz besagt im Grunde genommen kaum mehr, als eben jene „Korrelation“ zwischen dem Erleben und dem erlebten, beziehungsweise zu erlebenden „Etwas“. Wohl besteht freilich die Korrelation auch beim Rhythmuserlebnis in ihrem ganzen Umfang zu Recht. Nur handelt es sich hier zugleich noch um eine weitere und komplexere Beziehung: Tatsache des Erlebens und Erlebtes verschmelzen hier zu der Einheit einer neuen, beide umschließenden Bestimmtheit. Wir stehen eben, um es kurz zu sagen, dem erkenntnistheoretisch wie psychologisch gleichermaßen entscheidenden Grundbegriff der „Produktion“ gegenüber und befinden uns an der Schwelle der Einsicht, daß der Rhythmus

nur als „produzierter“ Gegenstand wissenschaftlich bestimmbar wird.

4. Wir hatten oben das Erlebnis des Rhythmus mit dem Erleben der Zeit in eine sachliche Verbindung gebracht, andererseits aber eingesehen, daß das „Wissen“, in dessen Einheit Erlebtes und Erleben verbunden sind, Kontinuität im Erleben gemäß der Norm der Zeit bedeute. Ich „weiß“, nur sofern ich ein streckenhaftes „Jetzt“ erlebe; ich „erlebe“, nur sofern ich Erlebtes im Sinne dieses streckenhaften „Jetzt“ gliedere. Nun schließt aber das „Ich weiß“ ein „Ich weiß, daß ich weiß“, „Ich weiß zu wissen, daß ich weiß“ usw. in sich. Jegliches „Wissen“ ist zugleich Akt und Gegenstand. Daher muß sich schon in dem Wissen selbst allemal die Gesetzlichkeit der zeitnormgemäßen Gliederung der Zeit, jenes Zusammenfallen also des Erlebnisses der gegliederten Zeit mit dem gliedernden Erleben der Zeit, offenbaren. Oder anders gesagt: Jenes Wissen schon unterliegt dem Komplex von Bedingungen, den wir oben als „Produktion“ zusammenfaßten, und als Bedingung des Rhythmuserlebnisses wenigstens exponieren konnten. Der grundsätzlichen und schlechterdings universellen Bedeutung, die für den Tatbestand des Erlebens dem „Wissen“ zukommt, entspricht, so zeigt sich uns jetzt schon, die grundsätzliche und universelle Bedeutung des Rhythmus. Das Problem der „Produktion“ erstreckt sich eben auf das gesamte Gebiet des Psychischen.

5. Was also behaupten wir, wenn wir den Rhythmus einen „produzierten Gegenstand“ nennen? Wir sagten es bereits: Ein eigentümliches, durch das korrelative Auseinandertreten nicht erschöpftes Verhältnis zwischen Erlebnis und Erlebtem. Unsere Aussage bezieht sich auf die besondere „Seinsart“ des Rhythmus, auf die spezifische Form gegenständlicher Bestimmtheit, die sich in ihr ausprägt. Diese gegenständliche Bestimmtheit nun ist nicht nur an die Bedingung geknüpft, daß sie als Tatsache muß gesetzt werden können; sie fällt geradezu mit der Tatsache der Setzung selbst auf bezeichnende Weise zusammen. Die Gegenständlichkeit des Rhythmus ist gesetzt mit der Setzung derjenigen Faktoren, an denen, mit denen und mittels deren der Rhythmus im gegebenen Fall überhaupt erlebt oder erlebbar wird.

6. Wir kommen damit zu einer neuen Seite des Problems der „Produktion“: wir haben nunmehr die wichtige Frage nach dem Verhältnis zwischen „Produktion“ und „Fundierung“ zu erörtern. Der Rhythmus, so erkannten wir, ist „produziert“. Er trägt als Gegenstand den Stempel des Erlebnisgefüges an sich, und zwar

in dem besonderen Sinn des Wortes, daß sich seine Gegenstandsbestimmtheit zugleich als Erlebnisbestimmtheit darstellt. Sein Seinswert hängt an seiner Setzung. Seine Setzung aber bedeutet die Setzung derjenigen Faktoren, an denen der Rhythmus haftet, die Setzung dessen, „was“ ich etwa hören muß, damit ich an und mit dem Gehörten den Rhythmus erlebe. Nun beachte man aber, daß von solchen Faktoren stets nur in der Mehrzahl die Rede sein kann. Und zugleich bedenke man den besonderen Sinn dieses unerläßlichen Gebrauchs der Mehrzahl. Welches ist er? Nun, er läßt sich zunächst negativ dahin kennzeichnen, daß jene Mehrzahl nicht eine Summe von Faktoren andeutet, an der der Rhythmus erlebt würde, mit der er gegeben wäre. Und er bedeutet positiv, daß jene Faktoren eine Gesamtheit, ein System, eine Gemeinschaft darstellen. Sie gestalten vermöge der zwischen ihnen waltenden und so jeden von ihnen berührenden und bindenden Beziehungen die Einheit eines sich an ihnen offenbarenden Ganzen. Dieses Ganze erst ist der Rhythmus. Jene Mehrzahl von Elementen, die ich erleben muß, soll ich einen Rhythmus erleben, drückt also aus, daß jedes ihrer Glieder zu einem besonders gekennzeichneten Ganzen gehört, ja daß es recht eigentlich nur durch diese seine Zugehörigkeit zu jenem Ganzen die Valenz eines „Glieds“ unter anderen Gliedern erhält. Die Einheit, die das Gehörte, an dem sich der Rhythmus offenbart, verbindet, ist also Ganzheit. Und ich darf gemäß einem Prinzip der Ganzheit mit dem „Gegebensein“ einer Mehrzahl von Faktoren rechnen. „Produktion“ bedeutet eben Ganzheit, bedeutet die Akte der Erfüllung der mit der Ganzheit gesetzten Bedingungen, die, wie sich von selbst versteht, auch dann als gegeben zu gelten haben, wenn eines, mehrere oder alle der in Betracht kommenden „Elemente“ bloß „vorgestellt“ sein sollten. Welches nun sind diese Bedingungen im Hinblick auf das eigenartige Gefüge und den Begriff des Rhythmus?

7. Geben wir uns noch einmal Rechenschaft darüber, was es heißt, der Rhythmus bedeute „Ganzheit“! Das, „was“ ich „hören“ muß, um ihn zu erleben, ist an sich nicht der Rhythmus. Auch sind die einzelnen Gehörseindrücke als solche nicht etwa „Teile“ des Rhythmus. Denn sie „setzen“ den Rhythmus nicht „zusammen“, sondern nur an und mit ihnen, an und mit ihrer besonders bestimmten Gemeinschaft, erscheint dieser gesetzt. Der Rhythmus „baut sich“, wie man es zu nennen pflegt, auf ihnen auf, er ist durch sie „fundiert“. Eine Beziehung von merkwürdiger Komplexion offenbart sich hier der zergliedernden Analyse. Das Rhythmuserleb-

nis setzt das Gegebensein von Elementen voraus, die an sich und in ihrer bloßen Summe, oder besser: in beliebiger Gruppierung, den Rhythmus noch nicht ergeben würden. Daß sie nun in eine solche beliebige Gruppierung zu bringen sind, bezeichnen wir als ihre Rhythmusindifferenz, und stellen fest, daß diese Rhythmusindifferenz relativ genannt werden muß. Denn einmal sind jene Elemente, aus Gründen, die noch dahinstehen, in keiner Gruppierung schlechthin rhythmusunbezogen. Sodann aber: Ihr „Dasein“ ist auch in der für einen bestimmten Rhythmus bezeichnenden Gruppierung von der Bestimmtheit eben dieses Rhythmus selbst zwar unterschieden, dabei aber doch auch nur von diesem Rhythmus her zu bestimmen. Sie sind „vor“ dem Rhythmus, sofern der Rhythmus an ihnen „haftet“; aber gerade darum sind sie auch für ihn. Sie sind „gegeben“, indem sie für ihn gegeben sind. Ihre Gegebenheit genügt seinen, des Rhythmus, Bedingungen. Rhythmus liegt vor, sofern er „produziert“, sofern er als Ganzheit erlebt, also „gesetzt“ ist. Seine Bedingungen erweisen sich als Bedingungen seiner Setzung. Der Rhythmus ist mithin gesetzt, er ist „produziert“, sofern die Elemente, an deren besonders bestimmter Gesamtheit er „haftet“, mir gegeben sind. Sie sind „mir“, d. h. eben für jene Setzung, gegeben. Und darum unterliegen sie, auch und gerade als gegebene, deren Bedingungen. Nun bedeutet aber „Gegebenheit“ allemal relative Unabhängigkeit des „gegebenen“ Faktors. Das, was sich innerhalb einer bestimmten Sachlage als „gegeben“ darstellt, ist immer auch in Ansehung seiner Unabhängigkeit von dem, wofür, von dem. im Hinblick worauf es gegeben erscheint, bestimmt. Und so darf denn ausgesprochen werden: Erst von der Ganzheit des Rhythmuserlebnisses her wird auch die Unabhängigkeit jenes „Gegebenen“, woran der Rhythmus „haftet“, von eben dem Rhythmus verständlich. Auch in diesem Belange also ist die Unabhängigkeit des für den Rhythmus Gegebenen, ist dessen mit jener Unabhängigkeit verbundene Rhythmusindifferenz „relativ“. Es trifft in einem vertieften und komplexen Sinne des Wortes zu: Nur durch die Gemeinschaft „gegebener“ Elemente offenbart sich die rhythmische Ganzheit. Und andererseits: Nur die rhythmische Ganzheit als solche entscheidet über die Gegebenheit, über den Sinn der Gegebenheit jener Elemente. Nur Elemente von gewisser Beschaffenheit genügen eben den Bedingungen der im Rhythmus jeweils vorliegenden Ganzheit. Aus allen diesen Erwägungen aber folgt, daß jene Ganzheit nicht von der Beschaffenheit eines Naturobjekts sein kann. Sie stellt vielmehr die erlebnismäßige Einheit einer Be-

ziehung dar. Der Ton liegt dabei auf dem Wort „erlebnismäßig“. Denn nicht um Beziehungen, die unabhängig von dem Tatbestande ihres Vollzugs gelten, kann es sich hier handeln; nicht um Relationen also, die — ähnlich etwa den Bedingungen einer Gleichung — im Verfolge einer methodisch gegliederten wissenschaftlichen Analyse offenbar werden; — sondern um Beziehungen, die in der Tatsache des Erlebens als solchen vorliegen.

In diesen Verhältnissen findet denn auch ein bedeutsames, durch die Erfahrung tausendfach bestätigtes Verhalten seine Begründung. Man nehme einen bestimmten, akustisch „fundierten“ Rhythmus. Innerhalb gewisser, nach Lage der Dinge verschiedener Grenzen kann ich dieses oder jenes, kann ich mehrere der Elemente, deren Gesamtheit den Rhythmus „trägt“, ohne Beeinträchtigung der rhythmischen Gesamtwirkung, oder wie wir es ja nennen dürfen, der rhythmischen Ganzheit, weglassen. Es wird dabei alles darauf ankommen, in welchem Umfang die noch übriggebliebenen Elemente den Bedingungen der Beziehung genügen, in deren erlebnismäßig-aktueller Gegebenheit der Rhythmus besteht. Der Ganzheitswert hängt eben nicht sowohl an der Anzahl, als vielmehr an der Anordnung der in Frage stehenden Elemente, oder doch an der Anzahl nur insofern, als diese etwa geeignet erschiene, die Anordnung mitzubestimmen.

8 „Produktion“ und „Fundierung“ bedeuten also in Ansehung der Struktur des Rhythmuserlebnisses das gleiche. Nur als Erlebnis ist der Rhythmus Gegenstand. Das gerade bedeutet es ja, daß er „Gestalt“, daß er „produziert“ ist; das aber bedeutet es auch, daß er sich an einem „fundierenden“ Substrat entfaltet. Und nun verstehen wir erst, warum die Theorie der „fundierten“ Gegenstände gerade von der Psychologie her, wie es in der Tat der Fall gewesen, in Fluß geraten mußte. „Fundierte“, „produzierte“ Gegenstände tragen eben den Stempel ihres Erlebnisgefüges an sich. Sie stellen in diesem Sinn ein psychologisches Problem und, sofern sie auf ihre Weise den Begriff der Gegenständlichkeit repräsentieren, zugleich das Problem der Psychologie. Sodann aber bedeuten sie einen notwendigen Anlaß, den Begriff der Ganzheit kritisch zu klären. Zwar sind sie nicht der einzige Anlaß dafür. Es gibt Ganzheiten — es sind die Sinnganzheiten — die zwar „produziert“, d.h. eben Ganzheiten, aber nicht „fundiert“ sind. Die „elementaren“ Sinngebilde, aus und auf denen sich eine Sinnganzheit „aufbaut“, stehen zu dieser in einer ganz anders gearteten Beziehung, wie etwa die Töne zum Rhythmus. Das, worauf sich die Sinnganzheit

„aufbaut“, unterscheidet sich von der Sinnganzheit selbst vielleicht durch den geringeren Reichtum seiner Gliederung. Es besitzt aber nicht eine von der Sinnganzheit grundsätzlich verschiedene Seinsart. Es gehört nicht wie die fundierenden Elemente der Gestalt, einer gänzlich anderen methodologischen Schicht, einer durchaus anderen Dimension wissenschaftlicher Fragestellung, nämlich derjenigen der Physik, an. Auch die elementaren Sinngebilde sind eben Sinngebilde. Man berufe sich demgegenüber nicht auf das Verhältnis zwischen Sinnganzheit und Wort; man bedenke vielmehr, daß das Wort, gerade als Wort, durch seinen physikalischen Bestand niemals erschöpft wird. Das Wort ist gar nicht deshalb Bestimmungsstück einer Sinnganzheit, weil es zugleich auch einer physikalischen Kennzeichnung bedarf, sondern weil sich in ihm selbst die eigentümliche Gesetzlichkeit des Sinns ausprägt, weil es „Träger“ eines Sinns ist. Erst innerhalb eines Sinnzusammenhangs kann von „Worten“ die Rede sein; erst von möglichen Sinnzusammenhängen her, von ihrer Sinnfunktion also, empfangen Töne, Klänge oder Geräusche den Charakter von „Lauten“. Daß Töne nur unter bestimmten Bedingungen als der Norm der Sinnfunktion unterworfen zu gelten haben, bleibt freilich wahr. Auch muß das Wort eine physikalische Valenz haben. Aber das alles vermag an der Einsicht nichts zu ändern, daß sich Sinnganzheit niemals auf die physikalische Valenz des Wortes „gründet“, daß mithin Sinnganzheit nie den Ganzheitstypus der Gestalt aufweist. — Sind nun auch nicht alle Ganzheiten „fundiert“, also „Gestalten“, so muß doch an den fundierten Ganzheiten mit besonderer Eindringlichkeit und Schärfe das Gefüge des Begriffs der Ganzheit offenbar werden. Es ist eben die Frage die, wie Erleben überhaupt und „Fundierung“, wie Erleben und „Produktion“ zusammenhängen. Die Absicht dieser Bemerkungen ist nicht, wie man fürs erste vielleicht argwöhnen könnte, „psychologistisch“. Sie gehen nicht darauf aus, dem Gegenstandswert der Gestalt Abbruch zu tun, indem sie ihn an die Bedingung des Erlebenseins knüpfen. Sie wollen ihn im Gegenteil als eigentümlichen Gegenstandswert begründen, indem sie die „Gestalt“ zugleich als Erlebnisbestimmtheit aufweisen.<sup>1)</sup>

9. Überträgt man nun diese Gesichtspunkte auf das Problem des Rhythmus, so wird sofort klar, wie sich auch an ihm „Gestalt“ und „fundierende Elemente“ gegeneinander abgrenzen. Die rhythmische Ganzheit, wir wissen es bereits, „baut“ sich auf gewissen physika-

1) Vgl. zu diesen Fragen meine „Grundlagen der Denkpsychologie“. 2. Aufl. 1925. S. 118, 206 u. ö.

lisch bestimmten Gegebenheiten „auf“, und unterscheidet sich gerade insofern von diesen. So tritt denn auch hier wieder die relative Unabhängigkeit der fundierenden Elemente gegenüber der rhythmischen Ganzheit in die Erscheinung. Aber auch hier widerspricht sie der Erlebnisbestimmtheit des Gegenstandswertes der Gestalt nicht. Denn gerade jene relative Unabhängigkeit kennzeichnet auf besondere Weise diese Erlebnisbestimmtheit, also dies, daß der Gegenstandswert der Ganzheit an dem Akte seiner Setzung, im Sinne der „Produktion“, haftet. Die fundierenden Elemente sind wohl ein „anderes“ wie die Gestalt. Allein, sie sind es nur innerhalb der Bedingungen eben der Setzung, d. h. des Erlebens der Gestalt selbst; sie empfangen nur von dieser Setzung ihre Bestimmtheit als fundierende Elemente. Man wird an die Übertragbarkeit des Rhythmus von einer Elementengruppe auf andere, an die Transponibilität des Rhythmus, erinnern und fragen, ob denn nicht daran die gänzliche und „absolute“ Unabhängigkeit der Gestalt von ihren fundierenden Elementen greifbar würde. Fast scheint es so. Denn was sollte diese Art der Unabhängigkeit besser verbürgen, als die in weitem Maße bestehende Gleichgültigkeit der rhythmischen Gestalt gegenüber der Besonderheit ihrer Fundierung? Jetzt auf diese, dann wieder auf jene Töne, bald auf Klänge, bald auf Geräusche oder auf Berührungserlebnisse „aufgebaut“, bleibt er doch, wenn nur seine eigene Gliederung beibehalten ist, stets derselbe Rhythmus. Aber genau besehen verleugnen sich auch darin nicht die Voraussetzungen, unter denen oben die Erlebnisbestimmtheit rhythmischer Ganzheiten, deren „relative“ Unabhängigkeit von den Umständen ihrer Fundierung, erwogen ward. Denn jene Transponibilität bedeutet ja doch auch nur die Möglichkeit gewisser Akte „fundierender“ Setzung. Auch sie verweist nur auf besondere Bedingungen, denen diese Akte in bestimmten Fällen genügen. Auch sie rechnet mit der Voraussetzung, daß ein Akt fundierender Setzung durch die Identität seiner Ganzheitsbedingungen mit denen eines vorangegangenen Erlebnisses „determiniert“ sei. Also handelt es sich auch hier um einen nur relativ neuen Fall produzierter Gegenstandsbestimmtheit.

10. Wie von selbst stellt sich zur Kennzeichnung der gegenständlichen Bestimmtheit des rhythmischen Ganzen die Wendung ein, der Rhythmus offenbare sich stets „an“ etwas, er hafte „an“ etwas. Hütet man sich vor nahegelegenen Mißverständnissen, so mag diese Kennzeichnung gelten. Verfällt man ihnen aber, so droht die Gefahr, den Begriff des Rhythmus selbst zu verlieren. Welches sind diese Mißverständnisse? Der Rhythmus ist weder im Sinne eines

Merkmals „an“ den Elementen, deren Abfolge in ihm erlebt wird, noch auch kann er von diesen Elementen irgendwie „abstrahierend“ gesondert werden. Auch sind die Elemente in einem wohlumschriebenen, obschon nicht in dem gleichen Sinn wie der Rhythmus „an“ den Elementen, „an“ dem Rhythmus. Sie differenzieren sich als Elemente an dem Rhythmus. An ihm erst gewinnen sie, als einzelne sowohl als auch in ihrer Gemeinschaft, jene eigentümliche, von der Seinsart des Rhythmus selbst unterschiedene, physikalische Bestimmtheit. Sodann aber: Der Rhythmus ist — das Recht des Begriffs der Abstraktion einmal zugestanden — nicht etwas, was aus Anlaß eines Vergleichens der Elemente gewonnen werden könnte, weil es allen in Betracht kommenden Elementen gemeinsam ist. Der Rhythmus kann aus seinen Elementen nicht „abgezogen“ werden. Vielmehr erscheint der Rhythmus gesetzt vermöge einer die Gemeinschaft seiner fundierenden Elemente begründenden Beziehung, einer Beziehung, an welcher das einzelne Element an seiner Stelle, und nur an seiner Stelle, teil hat. Auch wird es als Element der rhythmischen Ganzheit erst durch solche Teilhabung bestimmt; es ist, wir wissen es, in seiner Besonderheit nur im Hinblick auf die Norm jener Ganzheit überhaupt erst „gegeben“. Allein, die Gemeinschaft der Elemente in der Gestaltung eines rhythmisch Ganzen und die sich daraus ergebende Bestimmtheit des Einzelelements bedeuten etwas durchaus anderes, als die für eine mögliche Abstraktion vorauszusetzende Merkmalsbestimmtheit des Einzelelements. Ja es handelt sich hier genauer besehen geradezu um Gegensätze. Beim Rhythmus Bestimmtheit des Einzelelements vermöge der Norm einer Gemeinschaft, der es angehört; bei der „Abstraktion“, wenn sie überhaupt möglich wäre, der Gedanke, daß sich die Gemeinschaft auf eine ihr vorausliegende und von ihr recht eigentlich unabhängige Bestimmtheit der Einzelelemente gründe. Mag also auch die Gemeinsamkeit der „Merkmale“ eine Gemeinschaft der Elemente bedingen können, nimmer ist darum die im Rhythmus gegebene Gemeinschaft der Elemente Ausdruck einer Gemeinsamkeit der Merkmale. Die „Ablösung“ des Rhythmus (von seinen fundierenden Elementen), die wir als möglich voraussetzen, wo wir von seiner Übertragbarkeit auf andere Elemente, von seiner relativen Unabhängigkeit gegenüber gegebenen Elementen, sprechen, ist etwas wesentlich anderes, als die Ablösung des Produkts von dem Substrat der Abstraktion. Der Seinswert des Rhythmus erleidet im Verfolge dieser Ablösung keinen Wandel, er ist nicht ein anderer vor, ein anderer nach der Ablösung; dort „Merkmal“, hier „Abstraktum“. Vielmehr fällt die Möglichkeit



einer Ablösung des Rhythmus von seinen Elementen geradezu mit der Tatsache des Rhythmus zusammen. Daß er sich auf Elementen „aufbaue“, ist eben derselbe Sachverhalt, wie der, daß er auf andere Elemente übertragbar sei.

11. Man übersieht mit einem Blick, daß sich aus diesen Gesichtspunkten auch für eine Kritik des logischen Theorems der „Abstraktion“ eine Fülle wichtiger Anregungen ergeben muß. Was ist der Gegenstand dieser Kritik? Der Satz, daß Begriffe einer Aussonderung gemeinsamer Merkmale aus einer Mannigfaltigkeit von Bestimmungen vieler „Dinge“ gleichkommen. Und was ist deren Ergebnis? In negativer Hinsicht: daß jene Aussonderung — vorausgesetzt, daß sie auch nur als psychologischer Akt eindeutig gekennzeichnet wäre — einer ganzen Reihe entscheidender Bedingungen nicht genüge. Denn weder klärt sie die Frage, wie die „Abstraktion“ der methodologischen Mannigfaltigkeit der Begriffe, d.h. der Verschiedenheit und systematischen Zusammengehörigkeit der Wissenschaften Rechnung zu tragen vermöchte, noch auch begründet sie die Möglichkeit apriorischer Begriffe, die doch keinem „Merkmal“ eines „Dinges“ entstammen kann, sei es nun, weil sie selbst erst den Maßstab für die Bestimmung gewisser „Dinge“ liefern, sei es, weil „Dinge“, die ihre Bedingungen zu erfüllen vermöchten, in der Erfahrung gar nicht denkbar sind. So etwa die Begriffe der irrationalen und der transfiniten Zahl oder der unendlichen Reihe. Vor allem aber sagt die Theorie der Abstraktion nichts aus über die Gründe, aus welchen das Produkt der angeblichen Abstraktion, eben der Begriff, „gelten“, woher es die Kraft schöpfen sollte, eine Norm für die Beurteilung der „Dinge“ zu sein. In positiver Beziehung aber führt eine Kritik des Theorems der Abstraktion zum Satz von dem „funktionalen“ Gefüge des Begriffs. Der Begriff ist Beziehung; Beziehung, definiert durch die Gesetzlichkeit des Urteils; sein prinzipieller Anspruch auf Geltung daher in sich selbst gegründet. Hinter ihn „zurückgehen“ zu wollen, bedeutete nichts Geringeres als den Versuch, den Sinn des Urteils, also den Gedanken der gültigen Setzung überhaupt zu schmälern. Der Begriff ist ein durch seine besondere sprachliche Bindung gekennzeichnetes Beziehungsgefüge mit dem Anspruch auf Geltung, also gemäß der Gesetzlichkeit des Urteils. Dabei ist solcher Anspruch auf Geltung nicht etwa ein akzidentelles Merkmal jenes Beziehungsgefüges. Es bedeutet vielmehr die Bedingung, unter der das Beziehungsgefüge selbst erst bestimmbar wird. Es ist eben die Bedingung seiner Eindeutigkeit. Von dem Begriff gilt mithin zweierlei: Einmal dies, daß er

als Eindeutigkeit — und gerade in ihr besteht ja die Gesetzlichkeit des Urteils — ein grundsätzlich „letztes“ darstellt; sodann aber, daß diese Eindeutigkeit gegenüber der des Urteils besonderer Bestimmungen bedarf. Sie ist jeweils Eindeutigkeit in besonderer Determination, Eindeutigkeit gemäß einer Besonderung des Gedankens gegenständlicher Geltung, d.h. Eindeutigkeit gemäß den Forderungen einer Methode. So ist denn der Begriff ein durch seine besondere sprachliche Bindung gekennzeichnetes Sinngebilde, das als Beziehungsgefüge die Bedingungen einer Methode erfüllt.

12. Wie verhalten sich nun nach allem dem Begriff und rhythmische Gestalt Ganzheit? Welches ist ihr Vergleichspunkt und wie sondern sich ihre Kreise? Rhythmischer Gestalt Ganzheit und funktional verstandenem Begriff ist gemeinsam, daß sich beide als Beziehungsgefüge bestimmen. Keines der beiden ist „Substanz“; der Bestand keines der beiden erscheint durch die Beharrung eines Substrates in Raum und Zeit, durch einen Größenwert, d.h. gemäß den Bedingungen des Gegenstandes der Erfahrung, verbürgt. Beide „sind“, indem sie erlebt werden. Und beide werden als Gliederungseinheiten erlebt, als Ganzheiten, deren „Gegebenheit“ an der Tatsache der Gliederung eines Mannigfaltigen hängt, eines Mannigfaltigen, das seine Bestimmtheit selbst erst innerhalb des Ergebnisses jener Gliederung erhält. Von den fundierenden Elementen ist das bereits bekannt. Für die Bestimmungselemente des Begriffs aber folgt es aus dessen Gefüge. Diese Bestimmungselemente „sind“ überhaupt nur, sofern sie voneinander zu unterscheiden, gegeneinander abzugrenzen sind. Sie gegeneinander abzugrenzen aber bedeutet ihren Anteil an der gegenständlichen Funktion, d.h. an dem Wahrheitswert des Begriffs, festzustellen. Sie sind als Bestimmungselemente „möglich“, wenn sie der grundsätzlich höchsten Bedingung dieses Wahrheitswerts genügen, wenn sie der jeweils in Betracht kommenden Form des Wahrheitsbewußtseins, dem gegenständlichen Sinn der in Frage stehenden Urteile, gemäß sind. Der Maßstab, dem sie als Bestimmungselemente eines Begriffs unterliegen, ist also letztlich die Eindeutigkeit eines Urteilsgefüges und damit das, was solche Eindeutigkeit verbürgt, das Gesetz des Urteils überhaupt. Sie werden von der gleichen Bedingung beherrscht, von der die „Definition“ ihre Kraft und ihre Bedeutung empfängt: erst in der Definition des Begriffs wird der Anteil des Bestimmungselements an dem Begriff offenbar, erst mit der Definition gewinnt es seinen eigenen, an die Bestimmtheit des Begriffs geknüpften Seinswert. Ein Gegenstand besonderer Begründung aber bleibt es, das relative Recht der

„Abstraktion“ innerhalb einer funktionalen Theorie des Begriffs zu erweisen. Erst wenn das geschehen ist, wären die „beschreibenden“ Wissenschaften als Wissenschaften gekennzeichnet.

13. So erscheinen funktional verstandener Begriff und rhythmische Ganzheit durch ein ganzes System wichtigster Gesichtspunkte verbunden. Nicht minder wichtig aber sind die Umstände, die sie voneinander trennen. Der Begriff ist zum Unterschied von der rhythmischen Ganzheit nicht „transponibel“. Die Elemente, deren funktionale Verbindung er darstellt, können ohne Beeinträchtigung des Begriffsgefüges nicht durch andere ersetzt werden. Zwar gibt es ja auch „gleichwertige“ Begriffe. Aber Gleichwertigkeit bedeutet nicht Identität. Ein von gewissen Elementen auf andere übertragener Rhythmus bleibt in einem definierten Sinn des Wortes „der selbe“. Zwei gleichwertige Begriffe dagegen sind nicht identisch. Der Begriff ist eben nicht „fundiert“. Und darum trifft der Satz, er „baue“ sich auf seinen Bestimmungselementen „auf“, nur bedingt und gleichnisweise zu. Denn diese Bestimmungselemente gehören, im Gegensatz zu den Verhältnissen der Fundierung, nicht einer anderen Schicht wissenschaftlicher Fragestellung an, wie der Begriff selbst. Ihre Eindeutigkeit entbehrt der physikalischen Kriterien. Alles das aber heißt nur: Der Begriff ist im Sinne der Wahrheit, der Rhythmus im Sinne des Erlebtseins gegenständlich. Und solche Gegenständlichkeit im Sinne des Erlebtseins, solche Gegenständlichkeit im Erlebtsein bedeutet eben „Produktion“. Gewiß, auch der Begriff fordert die Möglichkeit erlebt zu werden: auch der Ort der Wahrheit ist das Denken. Und insofern ist auch der Begriff gleich dem Rhythmus „produziert“. Allein, Wahrheitsfunktion und Erlebnisvalenz des Begriffs sind, wenn auch aufeinanderbezogen, stets zu unterscheiden. Beim Rhythmus sind sie es, von anderem abgesehen, nicht. Oder genauer: Der Rhythmus hat Gegenstandsvalenz ohne Wahrheitsvalenz, und jene Gegenstandsvalenz haftet an der Tatsache seines Erlebtseins.

14. Nun scheint es ja einen gewissen Widerspruch in sich zu schließen, daß man Gegenstandswert und Wahrheitsfunktion überhaupt voneinander trennt. Und in der Tat: Wahrheit und Gegenstandsbestimmtheit bedeuten gleichermaßen Funktionen des Sachverhalts der Geltung. Sie sind nur verschiedene Gesichtspunkte, den Gedanken der Geltung zu formulieren und kennzeichnen sich durch ihre Abhängigkeit von einer und derselben Bedingung, innerhalb deren erst ihre Verschiedenheit offenbar wird. Keine von ihnen wäre „möglich“, wenn ihnen nicht der Sinn gegenständlicher Setzung, die Funktion des „ist“, das Beziehungsgefüge des Urteils, zugrunde

lägen. Aber gerade weil Wahrheit und Gegenstandsbestimmtheit verschiedene Funktionen des Gedankens der Geltung darstellen, müssen sie sich unter bestimmten Gesichtspunkten auch gegeneinander abgrenzen. Mit dieser Forderung hängt der eigentliche Rechtsgrund des Begriffs „produzierter Gegenstand“ eng zusammen. Der Rhythmus ist Gegenstand und als solcher entbehrt er gewiß nicht des Bezugs auf Wahrheit, mag sich diese nun in naturwissenschaftlicher Erkenntnis verkörpern, mag sie in ästhetischer Geltung bestehen. Niemals aber ist er, wie etwa Gegenstände der Natur oder der Geschichte, einem System methodologisch wohlgekennzeichneter Urteile, oder doch der Idee eines solchen Systems, gleichwertig. Er ist in diesem, freilich auch nur in diesem Sinne, methodologisch indifferent und gerade in Rücksicht auf solche relative methodologische Indifferenz heißt er „produziert“; wie er denn auch nur im Hinblick darauf, d.h. eben auf die Tatsache seines Produziertseins, überhaupt erst Gegenstand ist.

15. Natürlich muß auch der wahrheitsdifferente, also bestimmten Geltungsforderungen gemäße Gegenstand stets auch im Hinblick auf die Akte seiner Setzung hin betrachtet werden können. In diesem Falle stehen eben die Bedingungen, unter welchen die dem Gegenstand adäquaten Urteile gesetzt werden, steht die „Produktion“ des der Gemeinschaft dieser Urteile entsprechenden „Sinns“ zur Erörterung; man kann auch sagen: die „Gegebenheit“ des Gegenstandes, d.h. die Art, wie er als geltungsbezogener erlebt wird. Und mit diesem Problem drängt zugleich ein anderes an die Oberfläche: das des sprachlichen Ausdrucks. Der Geltungsbezug der Sinnbestimmtheit und ebenso der „Setzungs“- , der Gegebenheitswert des Gegenstandes haften gleichermaßen und in strenger Wechselbezogenheit an dem Ausdruck. Das „Wort“ allein ist fähig, die Bedingungen zu erfüllen, die mit der Zusammengehörigkeit von Sinngestaltung und Gegenstandsfunktion gefordert sind. Aber auch dem Sinn gegenüber hat das Gefüge des Rhythmus, wie bekannt, immer noch seine Besonderheit. Beide freilich, Sinn und Rhythmus, sind Ganzheiten; beide sind „produziert“. „Fundiert“ aber in dem definierten Sinn des Wortes ist nur der Rhythmus. Denn er „baut“ sich auf physikalisch bestimmten und zu bestimmenden Elementen „auf“. Oder anders: Der Rhythmus ist, obschon Gegenstand, nicht Naturtatsache. Allein, sein Begriff fordert den der Natur und ihrer Tatsächlichkeit. Soll m. a. W. der Rhythmus „möglich“ sein, so muß eine Tatsächlichkeit eingeführt werden, die seinen Bedingungen, und das eben sind ja die Bedingungen der Fundierung, genügt. Mit

dem Rhythmus ist das gestaltende Erleben der Natur gesetzt, deren physikalisch definierter Bestand und die an diesen Bestand geknüpfte Sphäre der Empfindungen. Übrigens ist dies alles wieder nur eine Umschreibung des einen Gedankens, daß der Rhythmus einer relativen Loslösung von seinen Fundamenten fähig sei, daß es möglich sein müsse, ihn von gewissen Elementen auf andere, rhythmisch gleichwertige, zu „transponieren“. Es ist eine durch die Rücksicht auf ganz bestimmte Gesichtspunkte gebotene Umschreibung des Sachverhalts der „Produktion“. Das lehrt schon ein Blick auf die Gleichwertigkeit der „neuen“ und der „ursprünglichen“ Fundamente. Denn was sollte sie im Grunde genommen anderes zu bedeuten haben, als den Hinweis auf die Voraussetzungen, mit Beziehung auf die von der rhythmischen Ganzheit überhaupt erst die Rede sein kann. Auf diese Ganzheit kommt bei der kritischen Analyse des Begriffs „Rhythmus“ alles an. Ist sie mit Bezug auf die sie gestaltenden Elemente bestimmt, so ist es auch der Begriff „Rhythmus“. An den durch sie repräsentierten Bedingungen ist darum auch jede Charakteristik des Verhältnisses zwischen Rhythmus und fundierenden Elementen zu messen. Und so fragen wir denn: Ist es begründet zu behaupten, der Rhythmus sei „mit“ dem gegeben, was in zeitlicher Abfolge erlebt werden muß, soll er, der Rhythmus selbst, als „gegeben“ betrachtet werden können? Nun, der Rhythmus ist nur insoweit „mit“ seinen Elementen gegeben, als er es zugleich „durch“ sie ist. Nur sind freilich auch wieder die in zeitlicher Abfolge befindlichen Elemente „durch“ ihn, den Rhythmus. Das gerade heißt es ja, der Rhythmus sei „produziert“. Die Sprache ist zu arm, um alle in diesen Verhältnissen gelegenen Beziehungszusammenhänge vermittels einer einzigen Wendung zu bewältigen. Der Rhythmus ist „an“ und „mit“ dem zugleich, das in zeitlicher Abfolge als Voraussetzung für das Erlebtwerden und Bestimmtsein des Rhythmus gegeben sein muß. Dabei aber ist er zugleich auf eine einzigartige, von jeder kausalen Beziehung unterschiedene Weise „durch“ es; ebendarum bedingt er auch es selbst wieder in der Besonderung seiner Gegebenheit für den Rhythmus. In der Bezeichnung „produzierter Gegenstand“ nun ist die Gesamtheit dieser Beziehungen beschlossen.

16. Unter solchen Umständen nun, d. h. im Hinblick auf die greifbare Abgrenzung der „produzierten“ Gegenständlichkeit des Rhythmus von der physikalischen Gegenständlichkeit der fundierenden Elemente, liegt es nahe, seine Zufucht zu Zeichnissen zu nehmen. Wie von selbst stellt sich der Gedanke ein, der Rhythmus „baue“

sich auf seinen Elementen „auf“, er „ruhe“ gewissermaßen auf ihnen — ein Bild übrigens, das schon in dem Wort „Fundierung“ deutlich genug anklingt. Nun, es ist hier die Frage nach dem eigentümlichen methodischen Sinn dieses Bildes. Was leistet es und vor allen Dingen, was verfehlt es? Es führt irre, wenn es bedeuten soll, Rhythmus und fundierende Elemente seien zwei in der Erfahrung unterschiedene oder unterscheidbare Teile eines Ganzen, wie etwa Wohnraum und Fundament eines Hauses. Dagegen erscheint es als der durchaus adäquate Ausdruck der Verhältnisse, soll es die Bedingungen der Gliederung eines Ganzen kennzeichnen. Der Rhythmus „baut“ sich in der Tat auf seinen fundierenden Elementen „auf“, gleichwie sich ein Gebäude „auf“ den Steinen aufbaut, an denen und durch die sein Plan „Verwirklichung“ erfährt. Der Plan des Ganzen aber ist es, der jedem Stein dessen Anteil an dem Ganzen, dessen Funktion und „Stellenwert“ innerhalb dieses Ganzen, d. h. in der Gesamtheit aller übrigen Steine, sichert. Und von eben diesem Anteil an dem Gefüge des Ganzen empfängt der einzelne Stein recht eigentlich erst seinen Seinswert. Zwar „ist“ er ja auch unabhängig von seinem Verhältnis zum Ganzen. Er bleibt „derselbe“, auch wenn man ihn aus dem Gefüge des Ganzen löst. Aber er bleibt es nicht zuletzt wegen der nie aufgehobenen Möglichkeit, einem Ganzen als Glied anzugehören. Alles das nun gilt auch mit den entsprechenden Abwandlungen vom Rhythmus. Auch er ergreift und umspannt seine „fundierenden Elemente“, durch diese „getragen“ und sie zugleich in ihrem Wechselbezug bestimmend; und auch er begründet, gerade weil sich ja das einzelne Element nur innerhalb dieses Wechselbezugs von den anderen sondert, das Recht und die Notwendigkeit einer von der rhythmischen Ganzheit unabhängigen, d. h. eben einer physikalischen Betrachtung des einzelnen Elements. Oder allgemeiner: Kein physikalisch bestimmbarer Faktor, der nicht auch, wenn er nur einer erlebnismäßigen Repräsentation im Sinne der „Empfindung“ fähig ist, Glied einer gestalteten Ganzheit — denn eine solche bedeutet ja der Rhythmus — sollte werden können. Dabei ist es für die gegenwärtige Überlegung ohne wesentlichen Belang, ob man von „wirklichen“ oder von bloß „vorgestellten“ Elementen redet. Denn der Unterschied zwischen „wirklich“ und bloß „vorgestellt“, er mag im übrigen noch so bedeutsam sein und worin immer bestehen, betrifft nicht die Beziehung als solche, vermöge deren sich im gegebenen Fall fundierende Elemente innerhalb der rhythmischen Ganzheit bestimmen. Auch der „vorgestellte“ Rhythmus ist Rhythmus und auch das „vorgestellte“ fundierende

Element ist für den Rhythmus und dessen Norm gemäß. Alles, was für das Gefüge des „wirklich“ erlebten Rhythmus gilt, alles das gilt auch ohne jeden Abzug für den nur „vorgestellten“. Denn daß der Rhythmus „vorgestellt“ ist, bedeutet nichts weniger als daß er aufhört erlebt zu sein. Nur der Gesichtspunkt, unter dem dieses sein Erlebtsein betrachtet wird, hat sich gewandelt; lediglich die Umstände, unter denen er „produziert“ ist, sind andere geworden. „Produziert“ aber bleibt er. Und darum bleibt es auch bei seinem oben entwickelten Verhältnis zu den fundierenden Elementen.

17. Dieses Verhältnis selbst freilich kann beliebig komplex gedacht werden; die Gliederung des Rhythmus kann beliebig „reich“ sein. Sie kann das Zusammen mehrerer oder vieler Rhythmen in einem umfassenden Rhythmus bedeuten; ein Rhythmus kann in mehrere oder viele „Teilrhythmen“ zerlegt gedacht werden. Allein, es ist klar, was das Wort „Teilrhythmus“ dabei besagt: nicht mehr als dies, daß eine bestimmte Gliederung der Zeit als eben diese Gliederung erlebt wird. Denn etwas als gegliederte Ganzheit erleben, bedeutet Gliederung und damit Glieder erleben, denen in dem Ganzen, und insofern — aber auch nur insofern — dem Ganzen gegenüber, ein wohlbestimmtes Maß der Selbständigkeit eigen ist. Nun ist aber das Erleben einer Gliederung nur ein anderer Ausdruck für „Produktion“. So gewiß also der Rhythmus „produzierter Gegenstand“, so gewiß er erlebte und zuerlebende „Ganzheit“ ist, ebenso gewiß ist mit ihm allemal auch schon die Möglichkeit einer Gliederung im Sinne von „Teilrhythmen“ gegeben. Das sogenannte „Zusammengesetztsein“ eines Rhythmus aus Teil- oder Elementarrhythmen ist also nicht, wie man glauben könnte, ein Sonderfall der Fundierung. Es ist nicht so, daß manche Rhythmen unmittelbar auf fundierende Elemente von physikalischer Gegebenheitsweise, andere dagegen auf rhythmische Ganzheiten einfacherer Art und erst vermittels dieser auf fundierende Elemente physikalischen Charakters verweisen. Rhythmen „bauen“ sich nicht in manchen Fällen auf „Elementarrhythmen“, in anderen auf fundierenden Elementen „auf“. Vielmehr schließt der Sachverhalt der Fundierung die Möglichkeit einer Setzung von Teilrhythmen, also die Möglichkeit des Erlebnisses der Gliederung rhythmischer Ganzheiten allemal bereits ein. Weil der Sachverhalt der „Fundierung“ einen Sonderfall der „Produktion“ darstellt, ist die Möglichkeit einer Setzung von Teilrhythmen mit ihm notwendig gegeben. Fundierung und Gliederung im Sinne von Teilrhythmen sind unter dem Gesichtspunkt der „Produktion“ Wechselbegriffe.

18. Es ist also eine falsch gestellte Frage, ob ein gegebener Rhythmus, gegenständlich verstanden, in elementare Rhythmen zerlegt werden könne; ob es zu einem bestimmten Rhythmus elementare Rhythmen „gebe“. Denn die Frage kann immer nur die sein, wie im vorliegenden Fall ein Rhythmuserlebnis tatsächlich erlebend gegliedert wird. Gerade das bedeutet es ja, der Rhythmus sei „produzierter“ Gegenstand. Wer also den Rhythmus „zerlegt“, kennzeichnet einen Gegenstand, der nur vermöge der Tatsache des Erlebens überhaupt Gegenstand ist; seine Aussagen beziehen sich denn auch notwendig auf jene Tatsache. Man mißachte diese scheinbar geringfügige Verschiebung der Fragestellung nicht. Denn hinter ihr verbirgt sich nichts geringeres, als die methodische Rücksicht auf die Besonderheit des im psychologischen Sinn Tatsächlichen. Es ist die Rücksicht auf die spezifische Einzigartigkeit dessen, was jeweils im psychologischen Sinn „Tatsache“ heißt. Wir nennen nun diese Einzigartigkeit „monadisch“ und dürfen erklären, daß die monadische Natur des psychisch Tatsächlichen, dies also, daß es nicht nur auf „ein Ich“ beziehbar, sondern auf „mein Ich“, auf „mich“ bezogen und nur vermöge dieses Bezugs als Tatsache überhaupt möglich ist, die wesentlichen Voraussetzungen auch des Begriffs der „Produktion“ enthalte. „Produzieren“ bedeutet das monadisch-einzigartige Setzen, es bedeutet damit das „Gliedern“ eines Ganzen. Und sofern man Anlaß hat, dieses Ganze „Rhythmus“ zu nennen, erscheint mit ihm notwendig auch die Möglichkeit gegeben, „Teilrhythmen“ zu setzen. Teilrhythmen sind lediglich Ausdruck des gliedernden Erlebens eines Rhythmus, also seiner spezifischen Gegenständlichkeit, d. h. seiner Setzung. Wir versagen es uns, die Konsequenzen dieser Überlegungen für Begriff und Gefüge des psychologischen Versuchs hier näher zu entwickeln. Unternähmen wir es, so müßte neben dem Verhältnis zwischen Psychologie und Naturwissenschaft vor allem die Stellung der Psychologie im System der Wissenschaften zur Erörterung gelangen.<sup>1)</sup> Im vorliegenden Zusammenhang erheischen andere Fragen Kritik und Beantwortung.

19. Man sprach vielfach von „Gestalten höherer Ordnung“ und verstand darunter Gestalten, die sich zunächst wieder nur auf Gestalten aufbauen, um erst vermittels dieser — und vielleicht auch noch weiterer untergeordneter Gestalten — auf „fundierende“ Elemente in dem oben dargelegten Sinn des Wortes zu verweisen. Ist nun der Begriff einer Gestalt „höherer Ordnung“ berechtigt?

1) Vgl. auch hierzu meine „Grundlagen der Denkpsychologie“.



Vor allem aber: Wie mag er sich von den Aufgaben aus besehen darstellen, die uns der Begriff der „Produktion“ stellt? Für das Problem des Rhythmus bedeutet das nach allem was vorausgegangen die Frage: Gibt es eigentlich komplexere Rhythmen, die sich an Teilrhythmen gestalten, auf Teilrhythmen in dem definierten Sinn des Wortes „aufbauen“? Zunächst wird man glauben, diese Frage unbedenklich bejahen zu dürfen. Im Gesamtrhythmus eines Musikwerks seien doch die Teilrhythmen der Einzelstimmen, ob schon von dem Gesamtrhythmus unterscheidbar, gegenwärtig. Dieser erscheine mithin als von den Teilrhythmen abhängig. Er sei ihnen gegenüber offenbar „komplex“. Allein, an dem Wort „Komplexion“ haftet im gegenwärtigen Zusammenhang ein bemerkenswerter Doppelsinn. Der Gesamtrhythmus erhebt sich zwar auf den Teilrhythmen; auch mögen sie an jenem unterschieden werden. Gleichwohl kann er für sich selbst, d. h. in seinem eigenen Gefüge betrachtet, „einfacher“ zu nennen sein, als jeder seiner Teilrhythmen. Das gibt zu denken. Es beweist, daß Komplexion und Einfachheit nicht gegenständliche Gegebenheitsarten des Rhythmus, sondern Weisen sind, ihn zu erleben, d. h. zu „produzieren“. Er ist in beiden Fällen Gliederungseinheit. Gliederungseinheit aber bedeutet allemal Erlebnisweise.

20. Und ganz Ähnliches lehrt eine zweite Erwägung. Kein Rhythmus-erlebnis, das nicht innerhalb der weitesten Grenzen komplizierbar wäre, um gerade darin seine Identität und Bestimmtheit zu bewahren. Man hört einen Grundrhythmus aus seinen Komplexionen „heraus“, man ermißt an ihm deren Umfang. Und wieder ist es so: Der „Grundrhythmus“ baut sich als solcher auf den Komplexionen auf; die Komplexionen aber „ruhen“, gerade als Komplexionen, auf dem Grundrhythmus. Wieder stehen wir also vor Fällen gliedernden Erlebens, vor Fällen produzierend-monadischer Bestimmung einer Ganzheit, deren Gegenstandswert an Produktion und Monadizität haftet, ja recht eigentlich nur einen anderen Ausdruck für die Tatbestände der Produktion und Monadizität darstellt. So ist denn alle „Abhängigkeit“ in diesem Bereich Gliederung und der „komplexere“ Rhythmus, man mag damit welchen immer bezeichnen, läßt keinen anderen Typus der Seinsbestimmtheit erkennen, als die „einfacheren“, auf denen er ruht. Daraus aber ergibt sich eine bedeutsame Folgerung. Die „einfacheren“ Rhythmen sind „für“ den komplexeren nicht in demselben Sinn „gegeben“, wie etwa die akustischen Erlebnisse, auf welchen sich „einfache“ und „komplexe“ Rhythmen aufbauen. Einfache und komplexe Rhythmen gehen

vielmehr ineinander auf; zwischen ihnen besteht kein Verhältnis der Fundierung. Sie unterscheiden sich auf Grund und als Ausdruck der Tatsache, daß der Rhythmus überhaupt erlebt und gegliedert, daß er nur vermöge der Tatsache seines Erlebt- und Gegliedertseins als Rhythmus gegenständlich ist. Die Begriffe „Einfachheit“ und „Komplexion“ erscheinen damit relativiert: sie drücken unter einem besonderen Gesichtspunkt wieder nur die Tatsache des „Produziertseins“ aus. Und welches ist dieser Gesichtspunkt? Derselbe, der die Gliederungsfülle des „Produkts“ bestimmt; er umfaßt das, was Produkt und Produktion voneinander zu unterscheiden gestattet, indem es sie notwendig aufeinander bezieht, aneinander bindet. Man bemerkt sofort, daß auch hier im Grunde genommen wieder nur von der Produktion die Rede ist. Eine Versuchsperson urteilt, daß der eine Rhythmus „komplexer“ sei als der andere, wenn sie hier anders gliedert, beziehungsweise gegliedert zu haben weiß, als dort; wenn sie also auf ihre eigene Gliederungsweise reflektierend, die eine mit der anderen gemäß der Bewußtheit einer Regel vergleicht. In beiden Fällen aber hat sie produziert. Und vor allem: In der Unterscheidung selbst prägen sich die Bedingungen der „Produktion“ aus. Wäre es anders, d. h. bestünden zwischen „einfach“ und „komplex“ gegenständliche, außerhalb des Bedingungsbereichs der Produktion gelegene Unterschiede, dann müßte der Begriff eines schlechthin und absolut einfachen Rhythmus möglich sein. Die elementarste Erwägung lehrt, daß und warum er es nicht ist. Er ist es nicht, und kann es nicht sein, weil Rhythmus-Erleben aus bereits bekannten Gründen notwendig Gliedern bedeutet. Es gibt mit anderen Worten kein gegenständliches Kriterium, auf Grund dessen der eine Rhythmus komplexer genannt werden dürfte als der andere. Geschieht es trotzdem, und zwar mit Sinn, so beruht das darauf, daß man in den betreffenden Fällen einen bestimmten Typ der Produktion, einen bestimmten Typ der im Erleben zu betätigenden Regelbewußtheit, als gegeben voraussetzt. „An sich“ aber ist kein Rhythmus komplexer als der andere, so gewiß jedem mit extensiven Gesichtspunkten operierenden Maßstab ein anderer, nach intensiven verfahren, entgegengehalten werden kann. Derselbe Rhythmus, der im Hinblick etwa auf die Anzahl der an ihm unterscheidbaren Momente zunächst als „komplex“ bezeichnet wird, kann, z. B. unter ästhetischen Gesichtspunkten betrachtet, einem anderen, extensiv „ärmeren“ gegenüber sehr wohl wieder als der „einfachere“ erscheinen. — Man könnte es auch so ausdrücken: Die Produktion selbst, das erlebende Gestalten, ist — mögen auch Produkt

und Erlebtes von dem Erlebenden „komplex“ genannt werden — stets einfach. Gerade dadurch aber kennzeichnet sich Produktion als „psychisch“. Psychisches ist „einfach“, gerade weil es Setzung eines Gegliederten, in diesem Sinne also „Gliederung“ bedeutet. Von einem Gebilde aussagen, es sei „gegliedert“, bedeutet geradezu leugnen, daß es durch „Teile“, die es „zusammensetzen“, bestimmt werden könne. Einfach ist also, was gerade im Hinblick auf seine Gliederungsfülle, vermöge seiner Bestimmtheit im Sinne des „Ich denke“ Eines, was in der definierten Bedeutung des Wortes „monadisch“ ist. Alles Erleben, und mit ihm richtig verstanden auch alles Erlebte, ist als Funktion des „Ich denke“ einfach; auch die „komplexeste“ Gestalt.

21. Man erkennt leicht, wie sich das Ergebnis solcher Überlegungen den metaphysischen Lehren von der „einfachen Seelensubstanz“ gegenüber abhebt. Was verfehlen eigentlich jene Lehren? Kurz gesagt dies, daß eine „substantiale“ Bestimmung der Einfachheit den notwendigen funktionalen Wechselbezug, innerhalb dessen Einfachheit und Gliederung überhaupt erst möglich sind, zerstören müßte. Ebenso sicher freilich reichen die sachlichen Wurzeln jener Lehren tief in den Kreis unserer Überlegungen herein. Es ist ein anderes zu fragen, ob die „Seelensubstanz“ einfach sei und zu erwägen, was „Einfachheit“ bedeute, welchen Bedingungen ihr Begriff genüge. Andererseits bleibt freilich jene Frage, mag die Antwort auf sie wie immer lauten, an das Ergebnis dieser Erwägungen gebunden.

22. Aber sie haben auch noch andere, systematisch und geschichtlich aktuellere Folgen. Der Begriff der Gestalt verdankt seine erste methodische Durchbildung und kritische Analyse der gegenstandstheoretischen Forschung um die Wende des Jahrhunderts. Sie war es, die unter Zugrundelegung älterer Motive vor allem die eigentümliche Gegenstandsnatur der Gestalt entdeckt hatte. Sie glaubte in der Gestalt einen Gegenstand „höherer Ordnung“ zu erkennen; einen Gegenstand, dem „Bestand“, nicht aber „Existenz“ eigen ist; d. h. einen Gegenstand, der zwar jedes physischen (oder metaphysischen) Seinswertes entbehrt, an gegenständlicher Bestimmtheit aber anderen Objekten so gewiß nicht nachsteht, als Gestalten — etwa musikalische — in Zeichen festgehalten, aufbewahrt und reproduziert, überliefert und, was besonders entscheidend ist, „transponiert“ werden können. Ebendarum könne die Gestalt auch nicht den Seinswert des Erlebnisses haben. Die Tatsache, die Art und die individuellen Umstände ihres Erlebtwerdens entscheiden nicht über ihren sachlichen Gehalt. Gerade dieser aber

verkörpere ihre spezifische Seinsvalenz. Oder noch genauer: Die Gegenständlichkeit des psychisch Tatsächlichen, das im Erlebnis der Gestalt vorliegt, verhalte sich zu der Gegenständlichkeit der Gestalt als solchen, wie sich die Tatsache des Gedachtwerdens eines Gedankens zu diesem Gedanken selbst verhält, zu seinem über-, wenn man will: intersubjektiven Sinn. Es war nur folgerichtig, daß die Gegenstandstheorie diese Motive nach allen Seiten hin zu entfalten strebte. Je bewußter aber sie damit den Begriff des Gegenstandes verallgemeinerte, je energischer sie die Gegenstandsnatur jedes im Denken ergriffenen Sachverhalts unterstrich, um so mehr sah sie sich veranlaßt, auch die Komplexion der im definierten Sinn des Wortes nicht „existierenden“ Gegenstände, der Gegenstände „höherer Ordnung“, im Sinne einer gegenständlich gekennzeichneten Schichtung zu werten; um so mehr mußten sich ihr die Unterschiede jener Komplexion als Unterschiede eines schlechthin gegenständlichen Gefüges darstellen. Der Begriff des produzierten Gegenstandes nun, wie er uns im Rhythmus entgegentritt, eröffnet hier ganz andere Ausblicke. Er rückt die Gegenständlichkeit der Gestalt unter einen neuen Gesichtspunkt. Der allgemeine Satz, daß diese Gegenständlichkeit der „Existenz“ gegenüber auf besondere Art bestimmt sei, gewinnt durch den Begriff des produzierten Gegenstandes einen positiven und wohldefinierten Inhalt. Der Gegenstand, Gestalt genannt, konstituiert sich in der Tatsache des Ich-Bezugs; er ist ohne Beeinträchtigung seines Gegenstandswertes nur in der Tatsache seines Erlebtseins, d. h. seines Erzeugtseins bestimmt. Dabei kann dieses Erzeugtsein, wie schon hervorgehoben, wirklich oder nur möglich sein; auch der nicht tatsächlich erlebte, der, wie man sich auszudrücken pflegt, lediglich „vorgestellte“ Rhythmus, ist als Rhythmus, d. h. eben in seiner Gegenständlichkeit, nur mit Bezug auf den Akt seines möglichen Erlebtwerdens bestimmt. Darum kommen denn auch der „wirkliche“ und der nur „vorgestellte“ Rhythmus hinsichtlich ihres Gefüges, hinsichtlich des in ihnen vorliegenden grundsätzlichen Wechselverhältnisses fundierender und fundierter Faktoren überein. Aus dem gleichen Grunde aber wäre es auch falsch, den Begriff des produzierten Gegenstandes dem der sogenannten „Vorstellungsproduktion“ gleichzuachten. Denn die Vorstellungsproduktion — die Tatsache des Hineinhörens und Hineinsehens von Gestalten in ein Zusammen oder eine Folge akustischer bzw. optischer Eindrücke oder besser: die Tatsache der charakteristischen Varianz des Hineingehörten oder Hineingeschauten — kennzeichnet nur einen Sonderfall des Produzierens, erschöpft aber durch-

aus nicht dessen Begriff. Um von Vorstellungsproduktion sprechen zu können, ist m. a. W. der Begriff des „produzierten Gegenstandes“, der Begriff des gegenständlich gestaltenden Gliederns immer schon vorausgesetzt. Vorausgesetzt ist damit auch alles das, was oben über die „Einfachheit“ der Gestaltung bei noch so großer Komplexion des Gestalteten gesagt worden war. Vorausgesetzt ist also die „Monadizität“, die monadische Einzigartigkeit, als Bedingung aller gegenständlichen Bestimmtheit der Gestalt. Und wo Einzigartigkeit wie im Falle des Rhythmus „Produktion“ bedeutet, also mit Gegenstandsbestimmtheit zusammenfällt, da muß in den Begriff des Gegenstandes, mag er auch unter gewissen Gesichtspunkten „komplex“ heißen und gemäß solcher Komplexion in gegenständlich unterschiedene „Schichten“ zerlegt gedacht werden können, auch das Merkmal der Einfachheit mit eingehen.

23. Ja, diese Erwägung gestattet noch weitere und bedeutsame Folgerungen. Sie erstreckt sich in gewissem Umfang notwendig auf alle Fälle gegenständlicher Geltung. Denn keiner ist denkbar, für den nicht zum mindesten die Möglichkeit des Ich-Bezugs Bedingung wäre. D. h. sie gilt auch für diejenigen, in denen Gegenständlichkeit und „wirklicher“ Ich-Bezug, Gegenständlichkeit und „Produktion“, nicht eins sind. Sie gilt nicht nur für die „produzierten“, sie gilt auch für die „kategorial“ bestimmten Gegenstände; nicht allein für „Gestalten“, sondern auch für Gegenstände der „Natur“. Denn sie gilt für den Begriff der Bestimmtheit überhaupt. Alle Bestimmtheit ist Eindeutigkeit. Alle Bestimmtheit genügt in einem wohlumschriebenen Sinn der Voraussetzung, *un-ableitbar* zu sein. Alle Bestimmtheit ist also insofern ein „letztes“, als sie „*Setzung*“ bedeutet, als sie ausdrückt, daß etwas „ist“. Man wird demgegenüber auf offensichtlich ableitbare Bestimmtheiten verweisen. Die Antwort hierauf kann nur eine sein: Eine Bestimmtheit als ableitbar erkennen, heißt sie auf die Gesetzlichkeit der Ableitung beziehen, diese Gesetzlichkeit als ihre Voraussetzung begreifen. Und so wiederholt sich denn nur genau besehen das Problem. Denn die höchste Gesetzlichkeit, das Prinzip aller Ableitung, kann nichts anderes sein, als der Gedanke der Geltung selbst. Dieser Gedanke aber verkörpert sich in dem „ist“. Gelten bedeutet gegenständlich, d. h. der Gesetzlichkeit einer Prädikation gemäß gegliedert sein. Die Form der Prädikation nun, der Träger ihres Sinns, stellen sich im „ist“ dar. Das „ist“ aber bedeutet *Setzung* und weist sich damit als Funktion des „Ich“ aus, oder besser: als Funktion der einzigartigen Tatsache des „Ich denke“. Und so empfängt

auch der Begriff der Ableitung seinen eigentümlichen Sinn und seine entscheidende Möglichkeit von dem Bezug auf das „Ich“. Auch ableitbare Bestimmtheiten sind so betrachtet allemal „einfach“ und in diesem Belang „letzte“. Ja, alles Bestimmte und gegenständlich Zubestimmende ist, so dürfen wir jetzt, Leibnizsche und Aristotelische Gedanken erneuernd, aussprechen, „einfach“. Denn alles Bestimmte und Zubestimmende ist eindeutig und gemäß seiner Eindeutigkeit denselben Bedingungen unterworfen, die als „Monadizität“ den Gegenstandsbereich der Produktion beherrschen.

### III.

1. Indessen, es gilt nunmehr zu dem Problem des Rhythmus zurückzukehren. Im Rhythmus, so fanden wir, „gestalten“ sich „fundierende“ Elemente. Prüfen wir nun noch einmal, was das im Hinblick auf den Begriff eben dieser fundierenden Elemente bedeutet und machen wir uns vor allem klar, wodurch sich die Bestimmtheit des einzelnen fundierenden Elements grundsätzlich kennzeichnet, wovon sein Unterschiedensein von anderen fundierenden Elementen abhängen mag. Man darf es ohne Umschweife aussprechen: Fundierende Elemente grenzen sich gegeneinander ab nur in den Akten der Gestaltung selbst und vermöge dieser Akte, d. h. vermöge und innerhalb der einzigartigen Tatsache produzierender Setzung. Ein fundierendes Element als ein einzelnes bestimmen, heißt es unter dem Gesichtspunkt von Akten produzierender Setzung, in denen es sich mit anderen gestaltet, oder doch gestalten könnte, betrachten. Erst durch den Wechselbezug, der in der gestaltenden Produktion selbst vorliegt, bestimmt sich auch das Einzelelement. Erst in ihrer durch das Gesetz der Gestalt geforderten Gemeinschaft treten die Einzelelemente auseinander. Sucht man nun für diese Sachlage eine besondere, vor allem die Rhythmus-Gestalt betreffende Kennzeichnung, so stößt man auf den inhaltschweren Begriff der „Gegebenheit“. Denn hat man einmal erkannt, daß die Bestimmtheit des Einzelelements von der Norm der Gestalt abhängt, weil sie ja den Wechselbezug der Elemente gemäß dieser Norm zum Ausdruck bringt, so ist es dasselbe zu sagen, das Einzelelement sei als solches in der Rhythmusgestalt und es sei für die Rhythmusgestalt; es sei für die Rhythmusgestalt „gegeben“. Es klärt sich eben an dem Problem der Gestalt auf besondere Art, wie „Gegebenheit“ allemal einen Gesichtspunkt einschließt, von dem aus sie selbst erst möglich wird, d. h. bestimmt ist; einen terminus ad quem, der das je-

weils Gegebene als solches erst kennzeichnet. Es klärt sich an einer besonderen und ausgezeichneten Stelle, daß Gegebenheit immer nur als ein relativer Faktor in Betracht gezogen werden dürfe. Dabei kann nicht zweifelhaft sein, was das Wort „relativ“ hier ausdrücken will. Es bedeutet, um vor allem dies festzustellen, nicht etwa Abhängigkeit von irgendwelchen subjektiven Instanzen, Laune, Stimmung oder jeweiliger „Organisation“. Es enthält vielmehr den Hinweis darauf, daß Gegebenheit nur als Ausdruck gegenständlicher Bindung, daß Gegebenes nur als Element einer nach gegenständlichen Normen gestalteten Bestimmtheit möglich sei. Andererseits spricht man von „Gegebenheit“ nur im Hinblick auf einen Abstand zwischen Gegebenem und dem, wofür es gegeben, dem, unter dessen Gesichtspunkt es gegeben erscheint. Etwas ist „gegeben“ heißt, daß es von einem bestimmten Punkt her betrachtet eben „da“ sei; daß es etwas sei, womit man sich, soll dem Gesichtspunkt der Betrachtung Genüge geschehen, nun einmal abzufinden habe. In diesem „Nun-einmal-da-Sein“ aber liegt gerade das Problem. Die Wendung drückt aus, daß „Gegebenheit“ die Erfüllung einer Forderung bedeutet; einer Forderung, die in jenem „terminus ad quem“ enthalten sein muß, von dem aus ein Faktor als „gegeben“ erachtet wird. Und was ist der Inhalt dieser Forderung? Dies, daß „Gegebenes“ eine von seinem terminus ad quem abweichende, aber notwendig auf ihn bezogene Bestimmtheit aufweisen müsse. Gegebenes kennzeichnet sich mithin allemal zwiefach: darnach, wofür und darnach, wie es gegeben ist. Nur sind diese beiden Bestimmungen in der Einheit eines notwendigen Wechselbezugs verknüpft. Und eben diese Einheit findet in dem Begriff der Gegebenheit seine gedankliche Ausprägung. Was aber folgt aus dieser Einsicht für das Problem des Rhythmus? Kurz gesagt, eine entscheidende Klärung der Beziehungen zwischen Rhythmusgestalt und fundierenden Elementen. Die fundierenden Elemente sind „für“ die Rhythmusgestalt „gegeben“; sie sind „gegeben“ unter dem Gesichtspunkt der Rhythmusgestalt. Im Begriff des fundierenden Elements prägen sich anders gesagt Forderungen aus, deren Sinn in dem Begriff der Rhythmusgestalt beschlossen ist. Das fundierende Element genügt also der mit diesem Begriff gesetzten Bedingung, gegeben, d.i. bestimmt zu sein. Bestimmt aber ist es in seinem Abstand von der Norm der Rhythmusgestalt. Oder anders ausgedrückt: Fundierende Elemente sind als solche der Gestalt gegenüber gekennzeichnet. Aber gerade deshalb sind sie es auch durch die Gestalt. Fundierende Elemente müssen zueinander in

einem durch die Fundierung, d.h. eben die Norm der Gestalt bedingten Wechselbezug stehen. Zugleich aber müssen sie, und zwar im Hinblick auf die Möglichkeit dieses Wechselbezugs, einer Bestimmtheitsnorm anderer Art genügen. Welcher Art? Einer solchen, die durch den Begriff der Produktion nicht umspannt wird. Fundierende Elemente müssen einem Gegenstandsgebiet angehören, für die der Begriff der Produktion nicht „konstitutiv“ ist. Es ist das Gegenstandsgebiet der Natur. Fundierende Elemente sind, um die Bedingungen der Gestaltung erfüllen zu können, allemal naturhafte Bestimmtheiten. So erwächst die Forderung, daß die fundierenden Elemente physikalisch zu kennzeichnen seien, aus dem Begriff der Gestalt selbst. Oder anders: In der physikalischen Bestimmtheit der fundierenden Elemente prägt sich auf definierte Weise die Forderung ihrer „Gegebenheit“ aus. Noch einmal stoßen wir so in unserem Zusammenhang auf diese Prinzipienfrage der Wissenschaftstheorie. Der definierte Begriff der „Gegebenheit“ hat nunmehr — so dürfen wir aufs neue erklären — alles „Dogmatische“ abgestreift. „Gegeben“ heißt jetzt nicht mehr etwas, weil es, seiner Seinsbedingtheit nach unerkannt und schlechthin unerkennbar nun einmal „da“ ist, sondern weil und sofern es wohlumschriebene und festbegründete Forderungen erfüllt. Spricht man also von der „Gegebenheit“ fundierender Elemente, so spricht man zwar implicite von deren Gegensatz zur Ganzheit der Gestalt, d. h. man meint, daß sie der besonderen Norm der Gestalt gegenüberstehen, daß ihr Erkenntniswert von jener Norm aus besehen nicht unmittelbar bestimmbar, und in diesem Sinn des Wortes „zufällig“ sei — zugleich aber meint man auch, daß jener Gegensatz durch das Gesetz der Gestalt selbst gefordert, und daß die fundierenden Elemente im Sinne solcher Forderung physikalisch bestimmt seien. Und so wird man in wohldefinierter Beschränkung den „Abstand“ zwischen Gestalt — hier Rhythmusgestalt — und fundierenden Elementen einen „relativen“ zu nennen haben. Das Wort enthält nichts anderes, als eben den Hinweis auf die Bedingungen der „Gegebenheit“ des fundierenden Elements. — Und nun sei auch noch einmal kurz an die Kritik erinnert, der der Begriff einer „Gestalt höherer Ordnung“ oben unterzogen werden mußte. Ohne Umschweife darf es wiederholt werden: Dieser Begriff genügte den kritischen Bedingungen der „Gegebenheit“ des fundierenden Elements nicht. Er entbehrte eines wohldefinierten Verhältnisses zu dem Begriff der „Fundierung“; er erfüllte somit auch nicht die Voraussetzungen, an die der Begriff der Gestalt selbst geknüpft erscheint.



2. Fragen wir uns, welcher Art die Ganzheitsbezüge wohl sein mögen, deren Bedingungen sich in Begriff und Funktion des fundierenden Elements ausprägen, so ergibt sich die Antwort darauf **nunmehr** fast von selbst. Der eine offenbart sich auf dem Boden der physikalischen Bestimmtheit als solchen. Er ist gesetzt, sofern die fundierenden Elemente die Bedingungen eines spezifisch physikalischen Systembegriffs erfüllen; also da, wo sie etwa als akustische Erscheinungen eine Bestimmung im Sinne mechanischer Gesetzlichkeit erfahren. — Ein zweiter Systembezug liegt sodann vor, sofern fundierende Elemente als „Empfindungen“ gewertet, sofern sie als „meine“ Erlebnisse in Rücksicht auf naturgesetzliche Vorgänge in „meinem“ Organismus bestimmt, also Organen und Organfunktionen „meines“ Körpers zugeordnet werden. Hier freilich stoßen wir auf Zusammenhänge, die über den nächsten Umkreis der bisher erwogenen Aufgaben merklich hinausgreifen. Es zeigt sich, daß die „Empfindung“ als „Erlebnis“ nur im Hinblick auf die methodologische Tatsache bestimmbar wird, daß zwischen Biologie und Physik eindeutige Beziehungen der Abhängigkeit bestehen. Eine „Empfindung“ wissenschaftlich bestimmen, heißt — unbeschadet des Erlebniswerts der Empfindung — Tatsachen der Biologie und der Physik in bezeichnender Wechselbezogenheit in Betracht ziehen. Und da diese Wechselbezogenheit ihren methodischen Ausdruck in einer Theorie vom System der Wissenschaften findet, so muß im Rahmen einer erschöpfenden Lehre von der Empfindung diese Theorie mit zur Erörterung gelangen. Ist also die Rede von der „Produktion“ der Gestalt, so ist damit notwendig auch die Rede von den „Organbezügen“ der Empfindung, mit allem, was dieser Begriff an methodologischen Konsequenzen einschließt; oder kurz gesagt, es ist die Rede von dem Komplex der Aufgaben, die mit dem Begriff des „Reizes“ gegeben sind. Der Reiz stellt also nicht ein Naturereignis unter anderen dar, das sich an irgendeinem Punkt auf geheimnisvolle Weise in die psychische Tatsache der Empfindung „umsetzt“, sondern ein Glied in der Kette der Naturereignisse, die — im Sinne des bezeichnenden Possessiv-Bezugs „mein“ Körper, „mein“ Gehirn — vorausgesetzt werden müssen, wo ein psychisch Tatsächliches von gewisser Art gegeben ist, d. h. seiner allseitigen Bestimmung harrt. Somit erscheint der Reiz selbst auf charakteristische Weise in jenen Possessiv-Bezug eingegliedert: er ist eben erst Reiz im Hinblick auf ein possessiv auf „mich“ bezogenes Naturobjekt, auf „meinen“ Körper.<sup>1)</sup> — Und schließlich erfüllt das

1) Vgl. meine „Grundlagen der Denkpsychologie“, S. 356f.

„fundierende Element“ die Bedingungen eines dritten Systembezugs, eben desjenigen der Gestalt. Er ist in dem eigentümlichen Ganzheitsgefüge beschlossen, das sich uns unter dem Gesichtspunkt der „Produktion“ als Korrelat der Fundierung, d.h. als Träger eines Gegenstandswerts von besonderer Prägung dargestellt hatte.

3. Allein, nicht als drei gegenständlich unterschiedene Größen stehen die drei Systembezüge nebeneinander. Sie verkörpern vielmehr wechselbezogene Gesichtspunkte, unter denen das Erlebnis Bestimmung fordert. Oder anders ausgedrückt: Physikalischer Reiz, Empfindung und Fundierung bedeuten funktional aufeinander bezogene Möglichkeiten, gewisse Erlebnisse zu bestimmen. Keine kann von der anderen getrennt, jede nur in ihrer Gemeinschaft mit den übrigen erfaßt werden. Was aber ist das Prinzip solcher Gemeinschaft? Darauf gibt es nur eine Antwort: das Gefüge des Erlebens selbst, wenn man will, der eigentümliche Gehalt der psychischen Tatsächlichkeit überhaupt. Reiz, Empfindung und Fundierung bedeuten Invarianten dieser Tatsächlichkeit. Sie stellen notwendige und notwendig aufeinanderbezogene Bedingungen der Betrachtung dar, unter denen gewisse Tatsachen im Sinne der Psychologie bestimmt, und damit in der kritischen Bedeutung des Wortes „möglich“ sind. Welche Rückschlüsse aber ergeben sich aus diesen Einsichten für den Begriff der Fundierung? Nun, er erweist sich in ein fast unübersehbares System von Beziehungen eingegliedert, deren jedes Glied ihm neue und wichtige Bestimmungen hinzufügt. Was aber für den Begriff der Fundierung gilt, das gilt a potiori auch von dem der Produktion. Vor allen Dingen enthüllt sich der tiefere Sinn einer sprachlichen Wendung, die sich für die Kennzeichnung der Gestalt als eines „fundierten“ und „produzierten“ Gegenstandes immer wieder aufdrängt. Man findet es fast selbstverständlich, vom Rhythmus auszusagen, er hafte auf gewisse Weise „an“ den bezüglichen akustischen (haptischen, optischen) Eindrücken. Was bedeutet nun dieses „Sein“ der Gestalt „an“ einem anderen? Welches ist der Sinn der für den Sachverhalt der Fundierung bezeichnenden Beziehung jenes „an“? Kein anderer, als der mit dem Begriff der Fundierung selbst gesetzte Begriff des „Abstandes“ der fundierenden Elemente von der Gestalt; als der Gedanke, daß die fundierenden Elemente zugleich der Gestalt „gegenüberstehen“ als das durch deren Norm zu gestaltende, in der Produktion zu bewältigende Material und Substrat, gewissermaßen als die *ύλη* der Gestaltung. Aber wir wissen nun auch, welche Fülle positiver Bedeutungen sich hinter diesen zunächst negativen Beziehungen zwischen Rhythmus und

fundierenden Elementen, denen übrigens auch das Bild vom „Aufgebautsein“ der Gestalt auf diese Elemente unverkennbar Rechnung trägt, verbirgt. Wir wissen, daß diese negativen Beziehungen nur als charakteristischer Ausdruck der Zusammengehörigkeit von Gestalt und fundierenden Elementen möglich sind, daß die Zusammengehörigkeit selbst aber aus dem Begriff des Erlebens oder, was dasselbe bedeutet, aus dem der Psychologie, folgt. „Erleben“ heißt eben in ganz bestimmten Fällen nichts anderes, als im Sinne der Fundierung „produzieren“. Das Substrat, an dem sich der Rhythmus entfaltet, erscheint diesem selbst, um ein klassisches Wort zu gebrauchen, in unaufhebbarer und ursprünglicher „Affinität“ verbunden. Und das Verhältnis der Sonderung zwischen fundierenden Elementen und Gestalt erweist sich als Ausdruck eben dieser Affinität: ihr Auseinandertreten ist korrelativ. Das ist der eigentliche theoretische Gehalt der Bemerkung, der Rhythmus sei „an“ und „mit“ seinen fundierenden Elementen, zugleich aber durch sie „gegeben“.

4. Es ward oben auf die Bedingungen verwiesen, die die Begriffe „Fundierung“ und „Reiz“ aneinander binden. Jene Bedingungen nun müssen, im Hinblick auf die Bestimmungselemente des Begriffs „Reiz“, auch für die Fragen nach der Struktur der Physik und dem Gefüge des physikalischen Gegenstandes entscheidende Bedeutung gewinnen. Ihnen im einzelnen nachzugehen, liegt freilich außerhalb der Absicht unserer Erwägungen. Wohl aber ist es wichtig, gewissen Mißverständnissen zuvorzukommen, die sich nur allzuleicht an diese knüpfen könnten. Sie beziehen sich in erster Reihe auf den Satz, daß die psychologische Begriffsbildung für das Schicksal der physikalischen eine bestimmende Bedeutung zu beanspruchen habe. Verdankt nicht, so fragt man, die physikalische Begriffsbildung ihre volle Kraft und Selbständigkeit geradezu ihrer Befreiung von allen psychologischen Ausdeutungen? Beginnt Physik als Wissenschaft nicht erst da, wo das kritiklose Operieren mit psychologischen Kategorien, wo Animismen jeder Art aufhören? Kein Zweifel. Allein, im gegenwärtigen Zusammenhang ist von psychologischen Ausdeutungen und animistischen Vorurteilen auch gar nicht die Rede. Hier steht eine ganz andere Frage zur Erörterung. Hier handelt es sich einfach darum, in den strengen und legitimen Begriffen naturwissenschaftlicher Forschung das Walten methodologischer Invarianten nachzuweisen, die die psychologische Begriffsbildung beherrschen. Für das „Atom“ etwa liegt dies klar zutage. Sein Begriff umfaßt nicht nur Aussagen über Beharrung,

sondern zugleich über Beharrendes, also über Gliederung, gliederungsmäßige Einheit und Ganzheit eines Beharrenden. Das Atom muß „Struktur“ haben, so gewiß es ein beharrendes Ganze ist. Es ist als Ganzes in sich geschlossen und damit im Sinne der als zeitlich-streckenhaft erlebbaren Einheit von „Früherem“ und „Späterem“ überschaubar. Wo aber „Früheres“ und „Späteres“ in der Einheit einer streckenhaften Gegenwart verknüpft, wo es „vergegenwärtigt“ wird, da wird — mögen auch je nach der Verschiedenheit der Fälle die Gesichtspunkte und Normen der „Vergegenwärtigung“ variieren — „verstanden“. Das Atom hat „Struktur“, d. h. es wird im Sinne erlebnismäßiger Überschaubarkeit „verstanden“, oder aber es entbehrt jeglicher Funktion und Bestimmtheit, es ist überhaupt nicht „möglicher“ Gegenstand. Das Atom setzen, bedeutet bestimmte wissenschaftliche Einsichten den Forderungen der Anschaulichkeit unterwerfen, und damit, so gewiß Anschaulichkeit stets Überschaubarkeit einschließt, zugleich ein System von Bedingungen erfüllen, in denen sich der denkpsychologische Sachverhalt des „Verstehens“ ausprägt. Dieser Sachverhalt ist somit für den physikalischen Begriff des Atoms „konstitutiv“.<sup>1)</sup>

5. Man bemerkt leicht, daß sich schon von hier aus feste Fäden zu dem Problem des Rhythmus hinüberspinnen. Der Zeitwert der Struktur, die Bestimmtheit des Gegenstandes im Sinne möglicher Gliederung müssen nämlich die Idee einer Rhythmusbestimmtheit einschließen. Gewiß, es entbehrt aus naheliegenden Gründen jeder physikalischen Bedeutung, von einem „Rhythmus“ des Atoms zu sprechen. Aber es kommt hier nicht sowohl auf die physikalische Bedeutung, als vielmehr auf den erkenntnistheoretischen Sinn dieses Gedankens an. Er betrifft die Frage nach den Bedingungen, unter welchen von einer Rhythmizität räumlicher Gebilde überhaupt die Rede sein kann. Und diese wieder verweisen auf die letzten systematischen Beziehungen zwischen den Begriffen der räumlichen Gliederung und der Überschaubarkeit eines Ganzen im Sinne seiner „Vergegenwärtigung“ in Akten verstehenden Gestaltens. Man weiß, in wie weitem Umfang sich die kritische Analyse räumlicher Kunstwerke des Bezugs auf den Begriff des Rhythmus bedient. Nun übersieht man auch die sachlichen Gründe, die es zulassen. Sie liegen in der Korrelation der Begriffe „Ganzheit“, beziehungsweise „Gliederung“ und „Überschaubarkeit“.

1) Vgl. hierzu meine Abhandlung „Zum Begriff des Atoms. Ein Beitrag zur Theorie der Erfahrung“. Natorp-Festschrift. Berlin 1924.

6. Natürlich könnten entsprechende Erwägungen auch mit Bezug auf alle Gegenstandswerte der Physik, sofern sie nur Bedingungen eines Systems erfüllen, angestellt werden. Denn es müßte möglich sein, jeden von ihnen als Funktion einer Gliederung der Zeit, als Funktion von Akten des gliedernden Erlebens, zu begreifen. Statt dessen sei hier nur auf einige Gesichtspunkte verwiesen, die die nicht minder bedeutsame Frage einer Einteilung der Physik betreffen. Man mag vielleicht zunächst dazu neigen, dieser Frage eine lediglich wissenschaftsökonomische Bedeutung beizumessen. Nach welchen Gesichtspunkten die Wissenschaften eingeteilt werden, scheint doch lediglich von den technischen Zwecken der Einteilung abzuhängen. Schwieriger aber schon gestaltet sich die Sache, wenn man nach den Bedingungen für die Möglichkeit einer Einteilung überhaupt, nach dem Recht der Gesichtspunkte fragt, nach denen sich eine Wissenschaft einteilen „läßt“. Welche Voraussetzungen erfüllen sich, um die Frage ins Konkrete zu wenden, in der besonderen Gliederung, die von dem Begriff der Physik nun einmal nicht zu trennen ist? Jede physikalische Sonderdisziplin verweist kurz gesagt an entscheidender Stelle unmittelbar oder mittelbar auf den Begriff gewisser Erlebnissphären — mag sich nun der Physiker als solcher darüber Rechenschaft geben oder nicht. Wir sprechen ausdrücklich vom Begriff der Erlebnissphären. Das geschieht, um den methodischen Ansprüchen der Physik an keinem Punkt Abbruch zu tun. Oder anders ausgedrückt: Niemals entscheiden über die Einteilung der physikalischen Disziplinen subjektiv-psychologische Bedürfnisse. Optik, Akustik, die Lehren von Wärme und Elektrizität verweisen aufeinander nach streng gegenständlichen Gesichtspunkten und Kriterien, und grenzen sich nach ebensolchen Gesichtspunkten gegeneinander ab. Und auch das Verhältnis aller zur Mechanik ist für den Physiker eine Angelegenheit rein gegenständlicher, d. h. schlechthin apsychologischer, eben streng physikalischer Natur. Keinem Zweifel darf es daher unterliegen: Das Erlebnis als solches findet in der Physik nirgendwo seine Stelle; weder als Gegenstand, noch als Gesichtspunkt der Erörterung. Innerhalb der Physik fehlt dem Erlebnis als solchem jeglicher Anspruch, auch nur Berücksichtigung zu erfahren. Und keine Sonderdisziplin der Physik kann eine andere Aufgabe haben als die, bestimmte von der Tatsache des Erlebens unabhängige Beziehungen zu entwickeln. Ja, man darf es geradezu aussprechen: Je deutlicher diese Unabhängigkeit, um so folgerichtiger und bedeutsamer, um so „physikalischer“ die Entwicklung. Eine physikalische Lehre von der „Wärme“ oder

vom „Licht“ erfüllt eben um so peinlicher die Bedingungen ihrer Zugehörigkeit zur Naturwissenschaft, je weniger sie sich von Rücksichten auf die Tatsachen der Wärme- oder Lichtempfindung leiten läßt. Und trotzdem: Alle Physik verweist, gerade um ihrer methodischen Selbständigkeit willen, auf die Möglichkeit, d. h. auf den Begriff des psychisch Tatsächlichen. Denn diese methodische Selbständigkeit offenbart sich nicht zuletzt darin, daß die Gegenstände der Physik als mögliche Reize müssen betrachtet werden können. Wäre das grundsätzlich ausgeschlossen, so hätte es keinen angebbaren Sinn, sie in ihrer, von „uns“ unabhängigen Bestimmtheit, d. h. eben als „Gegenstände“ zu bezeichnen. Man wende nicht ein, daß es physikalische Objekte gebe, die als Sinnesreize nur in beschränktem Sinn (ultraviolettes Licht) oder gar nicht in Betracht kommen. Man bedenke vielmehr, daß diese Feststellung selbst den Begriff des Reizes nach den verschiedensten Gesichtspunkten und in der Mannigfaltigkeit einer Abstufung, die die Idee einer „Reihe“ organisierter Lebewesen einschließt, bereits voraussetzt. Ja mehr noch: Sie empfängt geradezu ihren eigenen Sinn erst von dem notwendigen Bezug auf den Begriff des Reizes. Der physikalische Gegenstand ist in seiner Besonderheit erst gekennzeichnet, wenn sein Verhältnis zu diesem Begriff, mag es nun im einzelnen Fall positiv oder negativ gestaltet sein, geklärt erscheint. Somit ist die Feststellung jenes Verhältnisses gefordert, wo ein gegenständlicher Anspruch im Sinne der Physik erhoben wird. Der Begriff des Reizes aber erhält wie dargetan seine theoretische Bestimmtheit erst in dem Rahmen des Beziehungsgefüges „Reiz—Empfindung—Fundierung“, d. h. von Gesichtspunkten, in deren systematischer Gemeinschaft sich der Begriff der Psychologie selbst bestimmt. Oder vielleicht besser gesagt: Die Beziehung „Reiz—Empfindung—Fundierung“ umspannt gleichermaßen gegenständlich-naturhafte und erlebnismäßige Bestimmtheit; sie enthält die Invarianten sowohl der Physik wie der Psychologie. D. h. sie offenbart die notwendige Wechselbezogenheit dieser Wissenschaften nicht minder als deren durch ebendiese Wechselbezogenheit bedingte Sonderung.

7. Man erkennt, wie tief der Begriff der Fundierung mit seinen methodischen Folgen und Voraussetzungen in das Gefüge einer kritischen Naturphilosophie hereingreift. Von entscheidender Wichtigkeit aber bleibt es, sich immer aufs neue zu vergegenwärtigen, daß diese Wirkung durchwegs an die Einsicht in die strenge Korrelation der in Frage kommenden Faktoren geknüpft ist. Nur dann ergeben sich aus dem Begriff der Fundierung die entscheidenden Folgerun-

gen auf den Wechselbezug zwischen Physik, Biologie und Psychologie, wenn daran festgehalten wird, daß Fundierung einen Gesichtspunkt der Betrachtung darstellt, der seine notwendige Ergänzung durch die Begriffe „Reiz“ und „Empfindung“ erfährt; daß aber ebenso an diesen Begriffen, wie sie notwendig aufeinander verweisen, das Problem der Fundierung, oder was dasselbe bedeutet, der „Produktion“ im Sinne der Gestalt, aktuell wird. Darum wäre es verfehlt und widerspräche dem Sinn dieser Ableitung, hier die Frage entscheiden zu wollen, ob eine bestimmte Gestalt, etwa der Rhythmus, nur durch Empfindungen eines bestimmten Sinnesbereichs (Gehör, Getaste, Gesicht) fundierbar sei. Die Frage ist viel erörtert. Aber sie fordert eine, freilich im definierten Sinne des Wortes empirische Behandlung. Denn jede andere zerstörte das Verhältnis der Wechselbezogenheit zwischen Gestalt und fundierenden Elementen; sie zerrisse einen Zusammenhang, der nur als solcher die Möglichkeit einer Unterscheidung zwischen Gestalt und fundierenden Elementen verbürgt. Die Gestalt bedingt für sich betrachtet keine Besonderheit fundierender Empfindungen, weil sie selbst nur durch diese Empfindungen bedingt und getragen ist. Das gilt selbstverständlich auch in umgekehrter Richtung: Keine noch so genaue Erforschung isoliert gedachter Empfindungen, aus denen sich die Gesetzlichkeit der produzierenden Gestaltung begreifen ließe. Was aber ist unter solchen Umständen unter einer „empirischen“ Entscheidung jener Frage zu verstehen? Kurz gesagt die methodische Analyse konkreter, durch kritisch entworfene Versuche veranlaßter Aussagen über Rhythmuserlebnisse; die analytische, d. h. eine bis zum letzten dem Begriff der Psychologie genügende Klarstellung der Beziehungen, die vermittels dieser Aussagen zwischen den verschiedenen Sinnesbereichen gestiftet werden.

8. Es bleibt also dabei: Der Begriff des Reizes schließt den Bezug auf die „Empfindung“ und alles, was an biologischen Bestimmungen, an „Organbezügen“ der verschiedensten Art und Komplexion, durch ihn gesetzt ist, ein; vor allem den Bezug auf die korrelativen Begriffe „Fundierung“, „Produktion“ und „Gestalt“. Der Bezug des Reizes auf die „Empfindung“ bedarf nach allem, was vorausgegangen, keiner näheren Begründung mehr. Der Bezug des Reizes auf den Faktor „Fundierung“ aber ist durch jenen ersten Bezug vermittelt und gefordert. Wer von Reiz spricht, der spricht damit auch von „Fundierung“ bzw. „Produktion“. Er spricht von Empfindungen und damit von Bestimmungen irgendwelcher Ganzheiten. Denn nur mit Bezug auf die Überschaubarkeit eines Ganzen, das sich durch

sie bestimmt, sind Empfindungen gegeneinander abgegrenzt, d. h. überhaupt möglich. Nur mit Bezug auf ihren Anspruch, in irgendeinem Sinn des Wortes „lokalisiert“ zu werden, sind sie erlebbar. Und „lokalisiert“ sind sie nur in Rücksicht auf die Norm einer überschaubaren Ganzheit, der sie vermöge ihres Lokalisiertseins angehören. (Überschaubare) Ganzheit aber als Korrelat der „Lokalisation“ bedeutet allemal Gestalt.

9. Der Begriff der Produktion umspannt das ganze weite Gebiet wechselseitiger Beziehungen, die durch die Worte „Erlebnis“ und „Gegenstand“ angedeutet sind. „Produktion“ ist zugleich Moment des Gegenstandsbezugs von Erlebnissen und zugleich Moment der Bestimmtheit des Erlebnisses selbst, wie es sich im Rahmen jenes Gegenstandsbezugs darstellt. So heißt denn Erleben überhaupt so viel wie „Produzieren“; sinnliches Erleben, lokalisierend-überschauendes Empfinden, so viel wie „Gestalten“. Wir wissen, was es zu bedeuten habe, daß die Empfindung „Reaktion“ auf einen „Reiz“ ist: den Ausdruck der Bestimmtheit der Empfindung selbst; zugleich aber den Ausdruck des Ganzheits- und Gegenstandsbezugs der Empfindung. Nun, dieselbe Gesetzlichkeit, die die Empfindung dem Reiz zuordnet, d. h. die Empfindung selbst bestimmt, beherrscht auch den Reiz. Keine noch so theoretische, wissenschaftlich verfeinerte Bestimmung des Reizes als Welle oder Energiemenge, als Atomgefüge oder Maßwert, kein noch so bewußtes Absehen von den „subjektiven“ Bezügen des Reizes, kann diesen Grundsatz verschleiern. Das war schon aus den knappen Erwägungen über den Begriff der Atomstruktur, mit seinen durchgängigen Beziehungen auf Überschaubarkeit und Ganzheit, zu entnehmen; das würde sich auch an jeder Analyse physikalisch-theoretischer Setzungen bewähren müssen. Und so darf man es denn, hält man sich nur streng an die Gesichtspunkte dieser Erwägungen, verallgemeinern: Das methodologische Gefüge auch der Physik spiegelt mit unverkennbarer Deutlichkeit die Bedingungen wider, welche die psychologische Bestimmtheit des Erlebens beherrschen. Damit aber ist über diese Bedingungen eine weitere wichtige Aussage gemacht: sie sind nunmehr in ihrer Bedeutung selbst für das Problem der Logik erkannt. Denn die Klärung der Beziehungen zwischen Psychologie und Physik betrifft letzten Endes die logische Grundfrage eines Wechselbezugs der Wissenschaften überhaupt. Es ist die Frage nach den Gründen ihrer systematischen Einheit, genauer die Frage nach den Gründen der Abhängigkeit dieser systematischen Einheit von dem Begriff der Psychologie. Denn auch die sachlichen Beziehungen



zwischen Physik und Psychologie sind nicht etwa durch einen dritten, beiden übergeordneten Faktor bestimmt; sie ergeben sich vielmehr daraus, daß die Invarianten der Psychologie auch in den Begriff der Physik eingehen, daß eine kritische Analyse auch in der physikalischen Begriffsbildung allenthalben auf die Spuren der Bedingungen stößt, die den psychologischen Begriff beherrschen.

Der Rückbezug der systematischen Einheit und Gliederung der Wissenschaften auf die Invarianten der Psychologie nun betrifft das Verhältnis der Psychologie zum Problem des Gegenständlichen überhaupt, einem Problem, das gerade in dem Begriff vom System der Wissenschaften besonders eindrucksvoll gestellt erscheint.

10. Damit aber erschließt sich uns nur aufs neue der Gedankenkreis der „Produktion“. Denn nichts anderes betrifft ja dieser Gedankenkreis, als eine besondere Form der Abhängigkeit des Gegenstandsgedankens von dem Begriff der Psychologie, oder was dasselbe bedeutet, eine Besonderung des Gegenstandsgedankens selbst. Und was von der Produktion gilt, das gilt aus Gründen, die nicht wiederholt zu werden brauchen, auch von „Gestalt“ und „Fundierung“; das gilt vor allem auch vom Rhythmus. Wie dessen Begriff im Verlauf einer strengen und umfassenden Theorie des Gegenstandes nach Klärung verlangt, so muß auch umgekehrt eine kritische Untersuchung seines Gefüges in eine Theorie des Gegenstandes mit allen Besonderungen und Bezügen einer solchen ausmünden.

So ergab sich denn die Abschweifung in das Gebiet der Wissenschaftslehre aus der Sache selbst. Man mag, hält man seine Blicke aufs einzelne gerichtet, immerhin zweifeln, ob sie am Platze gewesen. Allein, nicht zu verkennen ist es, daß sie uns neue und wichtige Einsichten in den Begriff der Produktion eröffnet hat. Auf diesen Begriff aber kommt hier alles an. Er bedeutet zunächst eine besondere Art, das Problem des Gegenstandes zu stellen; er erweist sich aber auch als das unveräußerliche Mittel, das Erleben selbst, in seiner spezifischen Einmaligkeit und schlechthinnigen Unvergleichbarkeit, d. h. in seiner „Monadizität“, theoretisch zu bewältigen.

Bewährt sich nun dieser Begriff der Produktion an dem Problem des Rhythmus auch im einzelnen? Vermag er die spezifische Gesetzmäßigkeit des gegenstandsbezogenen Erlebens, die sich im Rhythmus darstellt, zu umspannen? Das sind die Fragen, denen wir uns zunächst zuzuwenden haben. Sie führen uns, wie immer man sie auch im besonderen formulieren mag, zurück auf die Probleme der Zeit und deren Gliederung.

## IV.

1. Wir knüpfen an frühere Erwägungen an, nicht freilich ohne damit Späteres vorwegzunehmen, indem wir auf die Frage „Rhythmus und Zeit“ zu sprechen kommen. — Das Erlebnis der Gestalt schließt als Erlebnis der Ganzheit den eigentümlichen Zeitwert in sich, der oben als „Überschaubarkeit“ der Gestalt bezeichnet wurde. Die „Momente“ der Gestalt, also das, was an ihr unterschieden werden muß, damit sie als Gestalt möglich sei, sind in dieser Überschaubarkeit des Ganzen, und nur in ihr, gleichzeitig; d. h. sie sind es nicht im Sinne eines zeitlich-physikalischen Maßwertes, falls es einen solchen nach der relativitätstheoretischen Kritik des Begriffs der Gleichzeitigkeit überhaupt noch gibt. Sie sind gleichzeitig, sofern damit die erlebnismäßige Verknüpfung verschiedener Zeitwerte in einem einzigen gemeint ist. So bedeutet hier Gleichzeitigkeit nicht einen punktuellen, sondern einen Streckenwert. Sie schließt das Erlebnis des Fortschreitens von einem Moment zum andern, also das Erlebnis des Geschehens, nicht aus, sondern geradezu ein. Sie bedeutet eben den auf das Erlebnis des zeitlichen Unterschiedenseins gerichteten erlebnismäßigen Zeitwert; die mit diesem Zeitwert gesetzte Bewußtheit einer Regel der Verknüpfung des einzelnen. Das Fortschreiten von einem Moment zum anderen vollzieht sich somit unter dem Gesichtspunkt des Ganzen und damit zum Ganzen hin, aufs Ganze, genauer: auf das Erleben des Ganzen, zu. Das eben meint die Wendung, die Ganzheit der Gestalt sei „produziert“. Jene erlebte Zeit nun als Erlebnis des Zeitlichen, diese Einheit von Bewegung und Beharrung im Erleben der Zeit, heißt als Bedingung möglichen Erlebens überhaupt „Präsenz“.

2. Wie also liegen die Dinge? Das Erlebnis einer Gestalt ist das Erlebnis ihrer Momente als solcher. Denn es ist das Erlebnis der Ganzheit der Gestalt. Gerade das bedeutet ja „Überschaubarkeit“. Und diese wiederum schließt die Möglichkeit in sich, von jedem beliebigen Moment „auszugehen“, jedes beliebige Moment „vor“ jedem anderen erleben zu können, aber doch so, daß die Zusammengehörigkeit beider in dem Zeitwert des Erlebnisses der Ganzheit gewahrt bleibt. Die Möglichkeit, ein zeitliches Auseinander als solches und eben darum auch als ein zeitliches Zusammen zu erleben, bestimmt geradezu das Erlebnis der Ganzheit. Nichts anderes aber bedeutet „Präsenz“. So erscheinen die Probleme der Ganzheit und der Zeit in notwendigem Wechselbezug verbunden. — „Momente“

der Gestalt erleben, bedeutet die Gestalt gliedern; bedeutet Teilgestalten erleben. Und weil Teilgestalten selbst wieder Gestalten sind, so bedingt dieser Sachverhalt in mehrfacher Hinsicht charakteristische Zeitwerte: der zeitliche Ganzheitswert der Teilgestalt geht gleichsam in dem Zeitwert der Gestalt auf. Ja, gerade dieses „Aufgehen“ ist recht eigentlich der bezeichnende Zeitwert der Gestalt. Aber auch die Teilgestalt muß, weil sie selbst allemal Gestalt ist, allen für die Gestalt aufgewiesenen Gesichtspunkten unterliegen. Oder allgemeiner: Die Sukzession der „Momente“ innerhalb und gemäß der Normbewußtheit eines extensiv Ganzen ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß die Gestalt als solche vermöge ihres Erlebniswertes unbegrenzter Gliederung fähig ist. Es ist mithin durch keine relationstheoretische Erwägung oder durch irgendeine Art von allgemeiner und gegenständlicher Überlegung zu entscheiden, in welcher Gliederungsfülle eine Gestalt erlebt werden kann. Die Möglichkeit und damit der Reichtum der Gliederung der Gestalt, also das Verhältnis zu ihren Teilgestalten, erweisen sich eben als Ausdruck ihrer monadischen Bestimmtheit, d. h. als Ausdruck dafür, daß sie nur in der „Gestaltung“, und vermöge dieser, Gegenstand, daß sie eben „produziert“ ist. Darum gilt es denn auch: Was jetzt „Moment“ einer Gestalt ist, das muß im nächsten Augenblick selbst Gestalt sein, was jetzt in zeitlicher Sukzession ergriffen wird, muß im nächsten Augenblick den zeitlichen Ganzheitswerts des Überschauens repräsentieren können, von dem aus dann wieder anderes in einem Nacheinander gestaltend ergriffen wird. Gestalten müssen gegliedert werden können, sie müssen Teilgestalten aufweisen können. Es muß daher auch möglich sein, in der Gestalt die Zeit zu erleben. Ebendarum aber müssen sich an der Gestalt alle Motive aufweisen lassen, die das Erleben der Zeit in sich schließt. Auch die räumliche Gestalt macht hiervon keine Ausnahme. Denn auch sie ist ja Funktion der Überschaubarkeit, wie ja der Raum selbst einen Sonderfall des Gliederungserlebnisses darstellt, oder vielleicht genauer: die Norm, deren Bedingungen ein besonderer Fall des Gliederungserlebnisses genügt, und die sich in dieser ihrer Bezogenheit auf das Gliederungserlebnis erschöpft. Nicht ohne tiefen Grund heißt bei Kant der Raum „reine Anschauung“.

Noch einmal sei darum auch hier an die Voraussetzungen erinnert, unter welchen von einer Rhythmizität des Räumlichen gesprochen werden muß, und nur kurz hinzugefügt: Eine folgerichtige Analyse der Gestalt muß ebenso zum Begriff des Rhythmus

hinführen, wie dieser Begriff das Problem der Gestalt bedingt. Gestalten müssen der Norm der Zeit, wir dürfen sagen, der Norm der Präsenz, gemäß sein. Und daß sie zugleich Arten sind, die Zeit zu erleben, bedeutet eben, sie seien „produziert“. Ja, Erleben überhaupt bedeutet in solchem Sinne Zeit erleben und allen damit gesetzten Bedingungen genügen können: Es hat einen tiefen, wenngleich oft mißbrauchten Sinn, von einem Rhythmus des Erlebens überhaupt, ja selbst der „Gedanken“, zu sprechen. Indessen, alle diese und verwandte Probleme sind einer wirklich analytischen Erörterung nicht eher zugänglich, als die Frage „Rhythmus und Gestalt“, die Frage „Rhythmus als Gestalterlebnis“, ihre kritische Klärung erfahren hat. Wir bahnen sie an, indem wir aus naheliegenden Gründen zunächst die Frage nach den näheren systematischen Wechselbeziehungen der Faktoren „Rhythmus“ und „Zeit“ stellen.

3. Zeit erleben bedeutet nach allem, was wir nun wissen, Zeit überschauen, Zeit gliedern. Nur gegliederte Zeit ist überschaut, „bewußt“ erlebt, ist „verstanden“. Man stoße sich nicht an der Wendung „die Zeit verstehen“. Sie hat hier, wie sich alsbald zeigen wird, einen streng definierten Sinn und einen methodologisch wohlbestimmten Zweck. Sie führt einen Ausdruck ein, der für die weitere Analyse nicht zu unterschätzende Dienste leistet. Er ist zunächst in einem möglichst einfachen und ursprünglichen Sinn gemeint. Die Zeit „verstehen“ bedeutet hier lediglich wissen, daß man eine Zeitstrecke als Einheit, als Ganzheit, überschauend erlebt. Übrigens entfernt sich die Wendung von der Redeweise des Alltags weit weniger als man zunächst vielleicht denkt. Das erweist sich schon an den ersten Aussagen, zu denen Versuchspersonen zwecks Zeitvergleichung und Zeitschätzung veranlaßt werden. Immer wieder erklären sie nach Überwindung einer gewissen Unlust und nach einer kürzeren oder längeren Periode des Schwankens: „Jetzt habe ich es ‚verstanden‘“, indem sie zugleich nach einem geeigneten Ausdruck suchen, um ihr eigentümliches Behagen an der Sachlage zu bekunden. Und der Versuchsleiter weiß genau, was damit gemeint ist. Ja, er fühlt sich an Verhältnisse erinnert, die er von ganz anderen Gebieten psychologischer Erfahrung her genau kennt: vor allem an das „Sich-Zurecht-Finden“ im Bereich einer räumlichen, dreidimensionalen Ganzheit, mag es sich dabei nun um die Bewältigung eines labyrinthisch wirkenden Bauplanes, oder etwa um die haptisch fundierte Deutung eines wabenartig gestalteten Reliefs bei geschlossenen Augen handeln. In allen diesen und ähnlichen Fällen „will“ der Erlebende seinen Gegenstand „verstehen“, weil ihm „Verstehen“

der adäquate Ausdruck dafür zu sein scheint, daß er von seinem Gegenstand als von einer einheitlichen, in sich geschlossenen, durch den Wechselbezug ihrer Glieder und Momente einem „Plane“ gemäß charakterisierten Ganzheit Kenntnis genommen, daß er ihn „bestimmt“ habe. Er hat sein Objekt „verstanden“, sobald es ihm gelungen ist, es eindeutig zu gliedern. Ja, damit erst wird ihm ein bis dahin lediglich im Sinne eines Aufgabenkomplexes gegebenes, oder vielleicht besser: präsumiertes Ganze zum Objekt. Die Bestimmtheit seines Erlebnisses und damit die Bestimmtheit seiner Aussagen über den Gegenstand seines Erlebens erscheinen gleichermaßen an die Bedingungen des gestaltenden Produzierens geknüpft. Die Tendenz zu gestaltendem Produzieren deckt sich eben mit der Tendenz zur „Bestimmung“ des Gegenstandes. Und schon das Erleben des Gegenstandes erfüllt bereits die Bedingungen dieser Tendenz.

4. Im Problem des Rhythmus nun kehren mutatis mutandis alle diese Züge wieder: das Unbehagen vor dem „Verstehen“, das „Sich-zurecht-finden-Wollen“ in einem für gliederungsfähig, also bestimmbar gehaltenen Gegenstand, schließlich das Bestimmt-Haben des Objekts vermittelt der Gliederung. Alle diese Momente erweisen sich als Funktionen der Ganzheit und damit als Korrelate des Erlebens selbst, insbesondere auch jenes „Unbehagen“, das die Sachlage beherrscht, solange das „Verständnis“ nicht vollzogen ist. Erscheint es doch durchwegs an das Wissen um ein „Noch nicht“ der Ganzheit, das Wissen um ein Wissen von der Ganzheit als Aufgabe gebunden, ja mit diesem Wissen geradezu identisch. Erleben heißt eben „verstehen wollen“, „Aufgaben“ bewältigen, „Störungen“ überwinden, Gegenständliches „suchen“ — mag auch dieses Gegenständliche vielleicht in der Leugnung eines Gegenständlichen, oder gar seines grundsätzlichen Rechtes bestehen. So dürfen denn die Begriffe „Aufgabe“ und „Störung“ geradezu als Gesichtspunkte für die Bestimmung des Begriffs „psychisch“ angesprochen werden, wenn sonst dieser Begriff das Wissen um ein — und sei es auch nur in seiner Unbestimmtheit — zu bestimmendes Etwas und das Wissen um dieses Wissen mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen in sich schließt.

5. Nun ist ja der Zweck dieser Abschweifung gewiß nicht der, eine erschöpfende Analyse der Begriffe „Behagen“ und „Unbehagen“ vorzubereiten. Wäre es so, so müßten noch Gesichtspunkte ganz anderer Art und Prägung einer kritischen Betrachtung unterzogen werden. Wir sind weit davon entfernt, hier in eine solche einzu-

treten. Nur eines sei, weil es geeignet erscheint, zu gewissen grundlegenden Motiven zurückzuführen, kurz angemerkt. Auch in den Begriffen „Behagen“ und „Unbehagen“ prägt sich doch schließlich die Rücksicht auf einen eigentümlichen Zeitwert, nämlich auf das sogenannte „Zeitoptimum“, aus. Was hat man darunter zu verstehen? Den Hinweis auf denjenigen Zeitwert, der durch die jeweils vorliegenden monadisch-individuellen Bedingungen, unter denen die Setzung einer Zeitganzheit steht, gefordert erscheint. Es ist die jeweils einzigartige Zeitform, in der und gemäß welcher Zeit erlebt, d. h. gegliedert wird. Damit aber ist ausgesagt, daß sich in beiden Begriffen der Sachverhalt der „Produktion“ darstellt. Und gerade darin wieder liegt einer der wichtigsten Gründe ihrer Beziehungen zum Erlebnis des Rhythmus. Denn im Rhythmus wird man — der Satz findet schon in den bisherigen Erwägungen eine gewisse Stütze — einen der Gliederung der Zeit gleichwertigen, ja diese Gliederung und damit das Erleben der Zeit selbst entscheidend kennzeichnenden Sachverhalt zu erblicken haben. Gliederung, wir wissen es, bedeutet allemal „Produktion“. Und Produktion ist die im Sinne der „Monadizität“ verstandene Beziehung des Gegenstandes auf dessen Erlebtsein. Danach bedeutet das Erleben des Rhythmus das monadisch bestimmte, d. h. eben nur als Gliederung mögliche Erlebnis der Zeit. Die Frage wird uns noch in mannigfachen Abwandlungen beschäftigen. Aber sie ist jetzt schon hinreichend gefördert, um eine Reihe von Feststellungen zuzulassen. Sie sollen uns einer restlosen Klärung der Beziehungen des Rhythmus zum Zeiterlebnis schrittweise näher bringen.

6. Zeit erleben heißt einen Strecken-, einen spezifischen Ausdehnungswert erleben. Diese Feststellung trifft für alle in Betracht kommenden Fälle zu und es kommt nicht darauf an, ob jener Ausdehnungswert einem objektiven Maßstab entspricht, oder ob man sich etwa hinsichtlich eines solchen Maßstabes „täuscht“. Auch ist hier nicht die Rede von jenem dämmernden oder angeregten Hingegebensein an den Gegenstand, „über“ das man die Zeit zu erleben „vergessen“ mag. Es ist in der Tat nur im schlichtesten Sinne des Wortes die Rede vom „Zeiterleben“. Zeit erleben aber bedeutet Zeitlängen erleben. Und das wieder bedeutet Zeitlängen gliedern. Wir stellen damit etwas richtig, was bisher zum mindesten noch ungeklärt geblieben war. Es ward oben, gleichsam um den ersten Ansatz für die Problemstellung zu gewinnen, das Erlebnis der Zeitgliederung, und implicite das des Rhythmus, dem bloßen Zeitstreckenerlebnis gegenübergestellt. An seiner Stelle sicherlich zu

Recht. Jetzt aber verfügen wir über neue Voraussetzungen, das Zeitstreckenerlebnis zu kennzeichnen. Es stellt sich uns kurz gesagt unter dem Gesichtspunkt des Gliederungserlebnisses dar und wir dürfen es ohne Umschweife aussprechen: Nur als gegliederte Einheit, eben als Ganzheit, ist die Zeit erlebt. Erweist sich nun der Rhythmus an den Begriff der gegliederten Einheit gebunden, mit diesem Begriff gesetzt, sei es, daß er ihn bedingt, sei es, daß er als dessen Konsequenz erkannt wird, so ist mit der Frage der Zeitgliederung auch die des Rhythmusserlebnisses aufgerollt und entschieden. In welchem Umfange aber jene Bedingung zutrifft, wird noch zu ergründen sein. Vorerst sei es nur noch einmal erwogen: Das Erleben gliederungsloser Zeitstrecken bedeutet selbst ein eigen tümliches Gliederungserlebnis, oder es ist überhaupt nicht. Es selbst ist nur gemäß der Norm eines Gliederungserlebnisses gegeben, beziehungsweise im Hinblick auf ein solches bestimmbar, indem es entweder einer größeren Gliederungseinheit eingefügt gedacht oder in Rücksicht auf die Möglichkeit seiner eigenen Gliederung betrachtet wird. Aus früheren Erwägungen über die Begriffe Gestalt und Gliederung hatte sich bereits ergeben, daß und weshalb diese beiden Fälle im letzten Grunde doch wieder nur einer sind. Nur um so entschiedener darf es darum ausgesprochen werden: Schlecht hin nige Gliederungslosigkeit bedeutete Leugnung der Erlebbarkeit. Nur weil die Zeit als gegliederte Ganzheit erlebbar ist, ist der Begriff der gliederungslosen Zeitstrecke überhaupt erst möglich. Von Gliederungslosigkeit kann immer nur relativ zu den Bedingungen der Gliederung, d. h. gemäß den Forderungen ihres Begriffs die Rede sein. Nur von der Zeit als notwendig gegliederter und gliederungs fähiger Ganzheit gilt es, daß sie „an“ etwas „haftet“, daß sie nur an und mit Ereignissen „gegeben“ sei.

7. Dabei „baut“ sich das Zeiterlebnis nicht etwa auf Zeitgliedern auf. Die Gliederung selbst ist vielmehr das Zeiterlebnis; denn sie ist die Bestimmtheit der Zeitgestalt. Und ebenso: Die Gliederung der Zeit fällt mit der Tatsache zusammen, daß etwas in ihr vor sich geht. Daß sie gegliedert ist, bedeutet ja nur, daß das Erleben der Zeit an dem Erlebten haftet: die Ereignisse bestimmen das Zeiterlebnis, wobei es auf eine nähere Kennzeichnung des Begriffs Ereignis — ob „physisches“ oder „psychisches“ Geschehen gemeint ist — im Augenblick nicht weiter ankommt. Erlebte Zeit ist m. a. W. nicht ein Hohlgefäß, das gleichsam darauf wartet, einen Inhalt zu bekommen. Erlebte Zeit kann, so gewiß sie Gestaltung, also Gliederung bedeutet, grundsätzlich niemals „leer“ sein.

8. So stünden wir denn vor einer bemerkenswerten und scheinbar unüberwindlichen Antinomie. Auf der einen Seite erscheint das Rhythmuserlebnis nur möglich, wenn die Möglichkeit „leerer“ Zeiten, und seien sie noch so kurz, eingeräumt wird; auf der anderen Seite widerspricht der Begriff einer „leeren“ Zeit dem des Zeiterlebens. Wo liegt die Lösung der Antinomie? Wir wissen es bereits: in dem Gedanken, daß der Begriff eines Erlebnisses der „leeren“ Zeit seine nähere Bestimmung von ebendenselben Voraussetzungen zu erwarten habe, denen der des Rhythmuserlebnisses unterliegt. Die Zeit ist eben „leer“ immer nur relativ zur Möglichkeit und zu den Bedingungen ihrer Gliederung. Je klarer aber dies alles erfaßt wird, um so deutlicher wird es auch, was oben mit dem „Verstehen“ der Zeit gemeint war. Es bedeutete einfach das gestaltende Zusammenfassen der Erlebnisglieder im Sinne der Zeitordnung.

9. Allein, immer noch stößt der Versuch einer restlosen Klärung der Sachlage unverkennbar auf Hindernisse. Immer noch ist es unerledigt, wie wohl die Begriffe „Zeit“ und „Zeiterlebnis“ zueinander stehen mögen, und wie deren Verhältnis auf den Komplex von Aufgaben, die sich durch die Motive der Gestalt, der Gliederung, des Rhythmus- und des Zeitstreckenerlebnisses kennzeichnen, zurückwirkt. Wir wenden uns der Analyse dieser Fragen zu, ohne sie freilich weitertreiben zu wollen, als es der gegenwärtige Zusammenhang verlangt. Wir verzichten daher auf eine Erörterung ihrer reichen philosophiegeschichtlichen Bezüge und versagen es uns, ihre letzten erkenntnistheoretischen Konsequenzen zu entwickeln.

10. Der Begriff der Zeit ist ein Ordnungsbegriff. Denn Zeit bedeutet eben eine spezifische Ordnung. In diesem Sinne darf sie ohne weiteres als Bedingung des in ihr und vermittels ihrer Gesetzmäßigkeit Geordneten bezeichnet werden. Nun sind von einer Ordnung als solchen die Bestimmungen „leer“ und „erfüllt“ nicht gut auszusagen. Gewiß, einen Widerspruch enthält die Aussage gerade nicht. Nur entbehrt sie zunächst noch jedes angebbaren positiven Sinns. Indessen, man fühlt es: die Ablehnung des Begriffs einer „leeren“ Zeit beruht in der Regel nicht auf solchen Gründen. Sie hat ganz andere, weit weniger formale Voraussetzungen. Trägt man nämlich, etwa in Erinnerung an Kants berühmtes Theorem, Bedenken, von einer „leeren Zeit“ zu sprechen, so findet das seine nächste Stütze in der bedeutsamen, ja notwendigen Verbindung zwischen der Zeit als Ordnung und der Zeit als Erlebnis. Eine Zeit erleben, heißt so viel wie ein bestimmtes Nacheinander, ein Nacheinander von Etwas erleben. Und das wieder schließt den Gedanken einer



Ordnung des Nacheinanders überhaupt in sich, d. h. den Gedanken einer Ordnung, der das in der Zeit Geordnete oder zu Ord nende unterliegt. Und weil es sich um ein Erleben des Nacheinanders handelt, so darf man auch sagen: Eine Zeit erleben bedeutet das „Setzen“ eines Nacheinanders von Etwas, es bedeutet ebendarum auch das „Setzen“ jener allgemeinen Ordnung, deren Bedingungen das nacheinander Gesetzte genügt. Was also ist nun diese Ordnung? Die Form einer Gestaltung von Erlebnissen, das Prinzip des Überschauens einer als Sukzession bestimmten Erlebnismannigfaltigkeit in einer erlebnismäßigen Gegenwart. Ebendarum aber erscheint jene Form selbst den Bedingungen des Überschauens unterworfen. Es erschöpft den Sinn der Zeit als Ordnung, daß sie das Zeiterlebnis als solches ermöglicht. Nur in Rücksicht auf diese ihre Funktion bestimmt sie sich. Nur an dem Zeiterlebnis entfaltet sich der Ordnungscharakter „der“ Zeit, nur von jenem empfängt diese ihre eigene Bestimmtheit. So ist denn auch das Zeiterlebnis in einem wohlumschriebenen Sinn des Worts Voraussetzung für die „Möglichkeit“ der Zeit. Es selbst erscheint durch die Zeit als reine Ordnungsbedingung des in ihm gesetzten Nacheinanders bestimmt: andererseits empfängt eben diese Ordnung, zum Unterschied von anderen Relationen, ihre Besonderheit, d. h. ihren eigentümlichen Sinn von ihrem Bezug auf die Tatsache des Erlebens. Die wechselseitige Bindung zwischen „Zeit“ und „Zeiterlebnis“ verleiht dem Problem der Zeit jenen eigenartigen theoretischen Charakter, den Kant mit dem Wort „Anschauung“ kennzeichnet. Die Zeit ist „Anschauung“, sofern sie nur als Gesetz des Überschauens einer Ganzheit möglich ist. Und auch der Raum ist es in seiner Abhängigkeit von den Bedingungen des Überschauens. „Rein“ aber heißt eine Anschauung, sofern jenes Gesetz den Begriff der Gegenständlichkeit selbst ausprägt, sofern es sich als Bedingung für die Bestimmtheit von Gegenständen ausweist, also mit Bezug auf Gegenstände „apriorisch“ ist.

11. Noch einmal also: Es gibt keine „leere“ Zeit, weil in dem Begriff der Zeit die Bedingungen des Erlebens der Zeit wirksam sind. Wie aber, so fragt man, steht es um die bekannten empirischen Angaben, daß ausgefüllte Zeitstrecken im allgemeinen länger erscheinen als „leere“, oder daß das Ergebnis einer Zeitschätzung u. a. davon abhängt, ob der zu schätzenden „leeren“ oder „erfüllten“ Zeitspanne eine längere oder kürzere, „leere“ oder „erfüllte“ Zeit vorausgegangen sei? Widersprechen sie nicht grundlegenden methodischen Forderungen? Führen sie nicht Begriffe ein, deren Ge-

füge ungeklärt, deren Recht also zum mindesten streitig ist? — Wie liegen die Dinge? Zunächst sind die Bezeichnungen „leer“ und „erfüllt“ in diesem Zusammenhang, sollen sie überhaupt Bestimmtheit besitzen, relativ zu verstehen. „Leer“ wovon und „erfüllt“ wodurch? „Leer“ von einem im weitesten Sinn des Wortes physikalisch zu kennzeichnenden Sachverhalt und „erfüllt“ durch ebenfalls physikalisch bestimmbare „Ereignisse“. Oder anders und kürzer: „Leer“ bedeutet nicht „leer von Erlebnissen.“ Zwar mag ja die Erklärung, eine Zeitspanne sei im Sinne jener Angaben „leer“, ein vorläufiges Absehen von einer psychologischen Charakteristik einschließen. Tiefer besehen aber bedeutet sie nichts weniger als den grundsätzlichen Verzicht auf solche Charakteristik. Möglich allerdings, daß der Unterschied zwischen physikalisch „leerer“ und „erfüllter“ Zeit — und auch er bedürfte noch in hohem Maße der kritischen Rechtfertigung seitens umfassender Untersuchungen zur Theorie der Erfahrung — zugleich Unterschiede im Erleben der Zeit bedingt. Nur treffen die Ausdrücke „leer“ und „erfüllt“ diese Unterschiede an sich noch nicht. Und darum bleibt es zum mindesten offen, ob die Begriffe einer erlebnismäßig „leeren“ und „erfüllten“ Zeit überhaupt möglich seien, ob sie psychologisches Daseinsrecht hätten. Dies ist das eine. Sodann aber: Es ist unzulässig, „leer“ und „erfüllt“ in dem Sinn als Gegensätze zu behandeln, daß „erfüllt“ einfach so viel bedeutet, wie „kontinuierlich erfüllt“. Denn ob es auch, was dahingestellt sei, ein Substrat geben mag, von dem mit Recht ausgesagt wird, es erfülle die Zeit „kontinuierlich“, — psychologisch, d. h. als Merkmal einer erlebten Zeit kommt aus längst bekannten Gründen Kontinuität weder als „Leere“ noch als „Erfüllung“ in Frage, es sei denn, daß man diesen Begriffen einen ganz neuen, durch den der Gliederung bestimmten Sinn gäbe. Das Zeiterlebnis ist allemal Gliederung, denn immer ist es „Produktion“, d. h. überschaubare Einheit. Als Zeiterlebnis nun bedeutet es Überschaubarkeit, sofern sich eben in ihm die allgemeinen Bedingungen einer Ordnung der Zeit verwirklichen. Und das wieder ist der Fall, sofern ein Zeitganzes gemäß den Bedingungen dieser Ordnung, d. h. innerhalb des Zeitverlaufs, lokalisiert wird; wenn Zeit „über“ das Erlebnis verfließt, wenn „die“ Zeit sich diesseits und jenseits des Zeiterlebnisses in grundsätzlich unbegrenzter Erstreckung fortsetzt. Gerade deshalb aber ist das Zeiterlebnis, d. h. das Erleben einer zeitlichen Ganzheit, selbst Erlebnis einer Erstreckung. Es muß, um es noch einmal zu unterstreichen, in „der“ Zeit, d. h. in dem Kontext des gegenständlichen Zusammenhangs

einer (einzigen) Natur seine Stelle haben. Es muß zugleich „Präsenz“, also maßwertfreie Einheit von Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart und zeitstellenbestimmtes Ereignis unter anderen sein. Und gerade dies, daß Vergangenheit und Zukunft in einer Gegenwart aufgehoben erscheinen, sich aber ebendamt von der Gegenwart abgrenzen, daß also erlebte Zeit zugleich stille steht und zugleich fließt, gerade dies kennzeichnet aufs neue und in besonderer Weise die oben geschilderten Beziehungen zwischen Zeitordnung und Zeiterlebnis.

12. Zwar kennzeichnet gelegentlich auch die Sprache des Alltags eine erlebte Zeit als „leer“. Langeweile und Erwartung, das dämmernde, zögernde oder versonnene „Vor-sich-Hinbrüten“ mögen die Anlässe dazu sein. Allein, schon diese Fülle der Formen, in denen das Erlebnis der „leeren“ Zeit auftritt, gibt zu denken. Die erlebte Zeit ist nicht „leer“, so gewiß es das Erlebnis der leeren Zeit selbst nicht ist. Die erlebnismäßig „leere“ Zeit erweist sich der „erfüllten“ gegenüber nur anders gegliedert. Auch sie ist Ganzheit, gleich der „erfüllten“ Zeit. Aber sie ist Ganzheit von anders geartetem Gefüge. Denn auch die erlebnismäßig „leere“ Zeit hat, genau so wie die „erfüllte“, ihren eigentümlichen „Inhalt“. Kennzeichnet sich diese durch ein Wissen um Ereignisse, so ist für jene ein Wissen um das Fehlen von Ereignissen charakteristisch. Und dieses letztgenannte Wissen ist, worüber schon die Mannigfaltigkeit der dabei in Betracht zu ziehenden Kriterien belehrt, von sehr positiver Bestimmtheit. Wissen aber ist allemal notwendiges Korrelat und spezifische Bedingung der Bestimmtheit des Gewußten. Es selbst spiegelt die Gliederungsbestimmtheit des Gewußten wider. Denn auch Gliederung und zu Gliederndes verhalten sich zueinander nicht wie Hohlgefäß und Inhalt. Nicht so liegen daher die Dinge, daß das gliedernde Wissen zu einem passiv gegebenen ungegliederten Inhalt summativ hinzukommt; auch nicht so, daß eine gegliederte Mannigfaltigkeit von dem an sich gliederungslosen Wissen gleichsam ergriffen und festgehalten wird; vielmehr sind Gliederung und Inhalt, Gliederung und Gegliedertes, miteinander verknüpft, wie „Organ und Funktion“ — voneinander innerhalb des Gegliedertseins selbst, freilich auch nur in diesem, unterschieden und ebendarum auch wieder unaufhebbar aufeinander bezogen. Die Gliederung „bemächtigt sich“ des Inhalts, weil „Inhalt-Sein“ bereits „Gliederung-Sein“ bedeutet, gleichwie „Wissen“ immer schon „Wissen um etwas“, wie „Etwas“ stets „Wißbarkeit“ einschließt.

13. Zwar scheinen ja verschiedene Inhalte auf gleiche Weise, gleiche Inhalte auf verschiedene Weise gegliedert werden zu können:

derselbe Gegenstand kann doch wohl auf verschiedene Weise betrachtet, gleiche Gegenstände können verschiedenen Gesichtspunkten unterworfen werden. Allein, dieser Einwand übersieht, daß er nur eine besondere Konsequenz der funktionalen Zusammengehörigkeit zwischen „Wissen“ und „Gewußtem“, beziehungsweise „Zu-Wissendem“, nicht aber diese Zusammengehörigkeit selbst in Erwägung zieht. Wohl kann ich ja dasselbe auf verschiedene, verschiedenes „auf gleiche Weise“ betrachten. Aber ich vermag es nur, sofern „betrachten“ immer schon „etwas“ betrachten bedeutet. Und hierum allein handelt es sich augenblicklich. In jener „gleichen Art und Weise“, auf die ich das „Verschiedene“ betrachten kann, offenbart sich bereits dessen Bestimmtheit. Denn auch jene „gleiche“ Weise bringt letztlich nur die Möglichkeit, oder was dasselbe bedeutet, den Begriff des „Verschiedenen“ selbst zum Ausdruck. Wäre es anders, so müßte es möglich sein, Beliebiges auf „gleiche“ Weise zu betrachten. Man wird hier sofort einwenden, daß ja diese Möglichkeit in der Tat auch vorliege. Ohne jeden Zweifel. Aber wieder nur insoweit, als schon in den Begriff des „Beliebigen“ jene mögliche „Gleichheit“ der Betrachtungsweisen mit eingeht. Und ganz ebenso: Behauptet man, „Gleiches“ auf verschiedene Weise ansehen zu können, so hat man hinsichtlich des Begriffs jenes „Gleichen“ bereits gewisse bezeichnende Voraussetzungen gemacht. Man hat als gleichsam selbstverständlich angenommen, daß es in jener Verschiedenheit der Betrachtungsweisen und trotz, ja vielleicht sogar vermöge dieser Verschiedenheit, ein „Gleiches“ ist. Oder unter einem ganz anderen Gesichtspunkt: Der Gegensatz zwischen „Verschiedenheit“ und „Gleichheit“ erweist sich in allen angezogenen Fällen als ein nur scheinbarer. Denn er ist lediglich eine Form, das Verhältnis zwischen „Bestimmtheit“ und „Bestimmtem“, zwischen Methode bzw. Begriff und Gegenstand auszudrücken. Dieses Verhältnis aber ist ein streng funktionales. Der Begriff tritt dem Gegenstand nicht als ein starres, abgeblaßtes Schema gegenüber, vielmehr umfaßt er geradezu dessen Fülle und Bestimmtheit. An dem Begriff wandelt sich der vermeintliche Gegensatz zwischen „Subjekt“ und „Objekt“ in ein Verhältnis strenger Korrelation. Denn „objektiv“ bedeutet nichts anderes als schlecht-hin eindeutig. Eindeutigkeit aber ist, wir wissen es, allemal Funktion des „Ich denke“. Sie genügt als Bestimmtheit überhaupt jenem System von Bedingungen, das wir oben bei der ersten Klarstellung des Gefüges produzierter Gegenstände als „Monadizität“ bezeichnet hatten. Der Begriff des „Objekts“ empfängt seine

Bestimmtheit immer wieder von dem Hinweis auf den „Abstand“ zwischen Objekt und Subjekt. Dieser Abstand aber erhält seinen definierten Sinn erst, wenn er als Funktion des Subjekts aufgewiesen ist. Damit verfällt man nicht, wie bei flüchtiger Betrachtung angenommen werden könnte, einer Inkonsequenz oder einem fehlerhaften Zirkel; der Satz offenbart vielmehr nur auf seine Weise die Relationsnatur des Gegenstandes, also dies, daß Gegenständlichkeit immer nur als „Setzung“ von Beziehungen, d.h. nur im Sinne der Bedingungen des „Ich denke“, möglich sei. Die schlechthinnige Eindeutigkeit des Gegenstandes fällt mit der Möglichkeit einer unbegrenzten Vielzahl der Subjekte, die ihn „ergreifen“, zusammen. Sie setzen ihn der Norm seiner Bedingungen gemäß, die als solche denkbar sein und die Denkbarkeit des Gegenstandes verbürgen müssen, und bestimmen sich selbst erst in der Erfassung dieser Bedingungen als Subjekte. Das ist das Gegenteil von „absolutem Subjektivismus“ oder „Solipsismus“. Denn Monadizität und Vielzahl der Subjekte selbst erweisen sich hier als Träger und Ausprägungen der Gegenstandsfunktion, und gerade das bedeutet ja die „korrelative“ Verknüpfung von „subjektiv“ und „objektiv“ im Begriff. Der Gegenstand entfaltet und bestimmt sich eben in seinem Begriffenwerden, das Begreifen wieder gestaltet sich gemäß der Norm des Gegenstandes. Begreifen aber heißt allemal Erleben. Das logische Problem des Begriffs fordert mit Notwendigkeit eine Theorie des Erlebens; die Theorie des Gegenstandes und die auf ihr ruhende Wissenschaft von der Methode als unerläßliche Ergänzung eine Prinzipienlehre der Psychologie. Der Abstand zwischen Betrachtungsweise und Betrachtetem — mit allem, was daraus an Beweglichkeit und Fülle der methodischen Gesichtspunkte folgen mag — erweist sich als eine Funktion jener ursprünglichen und notwendigen Einheit des Erlebens und des Erlebten, des Wissens und des Gewußten. Von allen Seiten her bekundet sich so Gliederung als Grundbedingung des Erlebens und unter den verschiedensten Voraussetzungen bewährt sich uns der Satz von der methodischen Unzulänglichkeit des Begriffs einer schlechthin leeren Zeit.

14. Aber ist denn nicht, so fragt man immer wieder, „leere“ Zeit „zwischen“ dem, „was“ erlebt wird? Setzt nicht gerade die Gliederung eines Ganzen das Erleben einer „leeren“ Zeit voraus? Wir antworten kurz: Das, was erlebt wird, „ist“ überhaupt nur vermöge jenes „Zwischen“; das „Zwischen“ andererseits hat Sinn und Bestand nur vermöge dessen, was durch es voneinander gesondert wird. Weder dasjenige also, wovon ausgesagt wird, es sei von-

einander durch Strecken „leerer“ Zeiten getrennt, noch auch das trennende Medium selbst haben ein psychologisches *Sonderdasein*. Und gerade dies bedeutet ja Gliederung. Darum allein schon schließen sich „gegliedert“ und „leer“ notwendig aus.

15. Und nun erhebt sich aufs neue die Frage nach dem Verhältnis zwischen Gliederung und Rhythmus. Haftet der Rhythmus organisch an der Gliederung, ist er in dieser und wie sie selbst eine ursprüngliche Form des Zeiterlebnisses, oder aber beschränkt sich seine Rolle darauf, eine akzidentelle Zutat zum Zeiterlebnis zu sein? Definiert der Begriff der Gliederung den des Rhythmus, oder aber bedeutet der Rhythmus nur einen unter besonderen Umständen auftretenden, auf besondere Bedingungen bezogenen Fall der Gliederung? Wir nähern uns der Antwort auf diese Fragen von einer bisher wenigstens ausdrücklich noch nicht erwogenen Seite her, indem wir zunächst den „rhythmogenen“ Faktor der Betonung ins Auge fassen. Was bedeutet überhaupt im Hinblick auf das Gefüge des Rhythmus „Betonung“? Welches ist die methodische Valenz dieses Begriffs, welche Wissenschaft liefert die gedanklichen Mittel, ihn zu bestimmen? Wir antworten zunächst negativ: „Betonung“ als Element des Rhythmus erscheint durch Angabe ihrer physikalischen Valenz nur unvollständig gekennzeichnet. Das einer Bewegung entsprechende wirkliche oder vermeintliche Maß kinetischer Energie vermag niemals auszudrücken, was der Faktor „Betonung“ gerade für das Rhythmuserlebnis bedeutet. Zwar mag es ja zutreffen, daß eine Erhöhung dieses Maßes unter gegebenen Umständen Betonung bewirkt und so — etwa vermittelt gewisser Mitbewegungen oder Bewegungstendenzen des eigenen Körpers, vielleicht auch ohne deren Hinzukommen — ein Rhythmuserlebnis veranlaßt. Was aber Betonung für die Tatsache dieses Erlebnisses ausmacht, wie, auf welcher Grundlage und in welchem Umfang sie fähig ist, diese Tatsache zu bestimmen, erscheint durch eine physikalische Überlegung noch nicht entschieden. Hat man sich nun dies einmal unter verschiedenen Gesichtspunkten klargemacht, so gewinnt das Problem sofort an Positivität, Umfang und Tiefe. Um es ohne Umschweife auszusprechen: „Betonung“ veranlaßt Rhythmuserlebnisse, sie ist „rhythmogen“, weil und sofern sie Ausdruck eines Zeiterlebnisses ist. Das aber ist sie als Moment für die Gliederung der Zeit selbst. Denn alles, was diese Bedingung erfüllt, ist rhythmogen. Auch Dehnungen können es sein, auch das Auftreten neuer Modalbestimmtheiten in der Erlebniseinheit gegebener, z. B. optischer oder haptischer unter akustischen, auch das Erscheinen

neuer Qualitäten unter gegebenen, mögen sie nun einer und derselben oder verschiedenen Modalsphären angehören. Noch einmal aber sei es auch in diesem Zusammenhang angemerkt: Es sind zwei voneinander wohlunterschiedene Fragen, ob dem Rhythmuserlebnis das Erlebnis einer „inneren Aktivität“, eines „Mitmachens“ oder „Mitmachen-Wollens“ in irgendeinem Sinn des Wortes zugeordnet, und wie das Gefüge der rhythmischen Ganzheit, die als solche erlebt wird, beschaffen sei. Es ist, wie die Dinge liegen, kaum möglich zu bezweifeln, daß solches „Mitmachen“ oder „Mitmachen-Wollen“ als eine vom Rhythmuserlebnis unablösbare Begleiterscheinung wirklich vorliegt, ja daß es der Versuchsperson selbst recht eigentlich erst das Gegebensein eines Rhythmuserlebnisses anzeigt. Nichtsdestoweniger bleibt es dabei, daß das eigentümliche Gefüge des Rhythmus durch den Hinweis auf diese Tatsache noch nicht erfaßt wird. Oder genauer: „Betonung“ wird nur dann ein Definitionselement des Rhythmus, wenn ihr Anteil an der Gliederung, wenn also das Verhältnis der Betonung zum Erlebnis einer Zeitganzheit geklärt ist. Und so steht denn auch bei der Frage nach der Bedeutung der Betonung für den Begriff des Rhythmuserlebnisses wieder nur das Erleben einer Zeitganzheit zur Erörterung.

16. Das ist denn auch der Gesichtspunkt, unter dem der oft erörterte Zweifel, ob es wohl einen „rein optischen“ Rhythmus geben mag, betrachtet werden muß. Wir hatten ihn bereits in früheren Zusammenhängen gestreift. Gewiß, er entscheidet sich nur an den „Tatsachen“. Aber was hier den Anspruch darauf hat, „Tatsache“ genannt zu werden, bleibt strittig. Auf keinen Fall ergibt sich das „Tatsächliche“ im Bereich des Psychischen aus statistisch erhobenen oder noch so vorsichtig errechneten Durchschnittswerten für die Aussagen der Versuchspersonen. Das folgt aus dem Grundsatz der „Monadizität“. Und so könnte denn die Frage höchstens nur die sein, ob denn wohl auch „rein optische Eindrücke“ den Bedingungen der Gliederung der Zeit genügen möchten, oder umgekehrt, ob der Begriff dieser Gliederung, wie sie sich uns im Rhythmus darstellt, an den „Reiz“ Forderungen stellt, denen „rein optische Eindrücke“ ihrem Begriff nach nicht genügen. Man steht damit vor Grundproblemen der kritischen Erfahrungstheorie, aber man begreift zugleich, daß und wo sie über sich selbst hinaus in die Tiefe weisen. Der Begriff des „reinen“ optischen Eindrucks verlangt nach Klärung; es fordert die Frage Entscheidung, ob von „reinen“ Sinneseindrücken überhaupt die Rede sein könne; ob nicht vielmehr das „monadische“ Gefüge des Psychischen den wohldefi-

nierten Gedanken einer „Gemeinschaft“ der Sinnesbereiche einschlieÙe, von dem aus besehen dann auch die Begriffe der gestaltenden Produktion überhaupt, des Rhythmus im besonderen, sich in einem neuen und eigentümlichen Lichte darstellen müssten. Erst wenn die Aussagen der Versuchspersonen unter dem Gesichtspunkt der Ergebnisse solcher Überlegungen analytisch geprüft sind, wäre es möglich, der Frage nach der „Prävalenz“ des akustischen Sinnesbereichs im Rhythmuserlebnis näherzutreten, und über die Rolle des sogenannten „Mitmachens“, der motorischen Tendenzen und der „Betonung“ wissenschaftlich begründete Entscheidungen zu fällen. Eine bloÙe Häufung, Vergleichung und Gruppierung der Aussagen aber kann diese Entscheidung, weil sie die in Frage gestellten Beziehungen ohne vorausgegangene Analyse ihres Gefüges von vornherein in Ansatz bringt, sei es, daß sie sie unkritisch voraussetzt oder daß sie sie dogmatisch leugnet, nie herbeiführen. Wie sie aber auch schließlich fallen mag, immer wird es darauf ankommen, den eigenartigen Doppelsinn des Wortes „Betonung“ festzuhalten. Es hat einmal eine „extensive“, auf physikalische Konstanten bezogene Bedeutung, und es bedeutet sodann alles das, woran sich im besonderen Falle das Zeiterlebnis als Gliederungseinheit offenbart. Auf diese seine letztgenannte Funktion gründet sich im vorliegenden Fall sein Verhältnis zu unserem Problem. In solchem Sinn und mit den durch ihn bedingten Einschränkungen darf man denn von einem Betonungs-Bezug des Rhythmuserlebnisses sprechen, und ihn geradezu als Bedingung für die Möglichkeit dieses Erlebnisses bezeichnen.

17. So erscheint das Rhythmus-Erlebnis „intensiv“ in demselben Sinn, in dem Rhythmus „Gestalt“ bedeutet. Oder einfacher: Als Gestalt ist der Rhythmus ein „Ganzes“, als Ganzes aber entbehrt er, trotz seiner zeitlichen Erstreckung, extensiver Maßbestimmungen. Er hat als Rhythmus streng genommen weder Anfang noch Ende: Wie wesentlich für ihn auch der Bezug auf die Zeit, die „über“ ihn verstreicht, sein mag, — die Uhr liefert der Durchdringung seines inneren Gefüges kein Kriterium. Überall freilich erscheint, um es noch einmal hervorzuheben, dieses innere Gefüge als Funktion seiner extensiven Zeitbestimmtheit. Nur sofern der Rhythmus in der Zeit ist, ist er selbst Zeit. Ja, daß sich in ihm die Zeit gleichsam als Stoff gliedert und gestaltet, ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß er in der Zeit seine Stelle hat. Er muß Ereignis in der Zeit sein, damit dem System der Bedingungen, die die Sachlage der „Fundierung“ beherrschen, genügt werde. Trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb, entbehrt die ihm eigentümliche Zeiterstreckung der extensiven



Bestimmtheit, oder besser: Die extensiven Bestimmungen seiner Zeiterstreckung definieren sein Gefüge als solches noch nicht. Denn dieses Gefüge ist allemal Ganzheit und wird als Ganzheit von extensiven Maßbestimmungen nicht berührt. Das System der damit getroffenen zeitlichen Beziehungen nun — nichts anderes bedeutet „Präsenz“. Sie ist die Zeitbestimmtheit, die mit Bezug auf die Ordnung der Zeit und in Abhängigkeit von deren Norm die „Gestaltung“ als solche bedingt. Sie ist bildlich geredet die Zeit in der Gestalt, ja sie ist geradezu die Gestalt selbst als zeitliches Gliederungsgefüge. Genau das aber heißt es auch zu sagen: Die Gestalt selbst, und wir meinen damit hier zunächst den Rhythmus, sei „produziert“.

18. So schließt sich denn der Kreis unseres Beweisgangs immer fester. Nur als Erlebnis ist der Rhythmus „Gegenstand“ und nur sofern er zugleich einen Gegenstandswert repräsentiert, kann er Erlebnis genannt werden. Gegenstands- und Erlebnisbestimmtheit verschmelzen in ihm zu einer Einheit von klar umrissenem theoretischem Sinn: der Rhythmus ist produzierter Gegenstand, seine Analyse der Anlaß, das weit über das Problem der Gestalt hinaus bestehende korrelative Verhältnis der Begriffe „Erlebnis“ und „Gegenständlichkeit“ zu klären. Der Rhythmus muß aus „allem“ herausgeholt und in „alles“ hineingelegt werden können. Denn „alles“ ist, sofern es zeitliche Erstreckung besitzt, im Sinne des Zeiterlebnisses zu gliedern. Allem sich zeitlich Erstreckenden muß somit die „Tendenz“ zum Rhythmus hin innewohnen, oder vielleicht kritischer: An alles sich in zeitlicher Erstreckung Darbietende muß das Kriterium der Rhythmizität anzulegen sein, alles zeitlich Dimensionierte unter der Voraussetzung, daß es rhythmisiert sei, betrachtet und unter dem Gesichtspunkt dieser Voraussetzung „verstanden“ werden können. — Es liegt nahe, hier einzuwenden, daß nicht immer, wo ein Nacheinander, d.h. Zeit erlebt wird, Rhythmus erlebt würde. Ohne jede Frage. Aber ebenso gewiß muß die Möglichkeit zu rhythmisieren allezeit gegeben sein: der Begriff des erlebten, beziehungsweises zu erlebenden Nacheinanders fordert ihn. „Der Eisenbahnzug ‚meint‘ keinen bestimmten Rhythmus.“ Ein Rhythmus aber muß, um überhaupt zu „sein“, „gemeint“ sein. Auch wird der in das Gerattere des Eisenbahnzuges hineingehörte Rhythmus „nicht irgendwie als der richtige Rhythmus vor anderen möglichen Rhythmen herausgehoben“. <sup>1)</sup> Er ist aber nicht wie eine Naturtatsache „gegeben“, er

---

1) Vgl. Julius Stenzel, Sinn, Bedeutuag, Begriff, Definition. Ein Beitrag zur Frage der Sprachmelodie. Jahrbuch für Philologie. Bd.I. 1925. S.176.

ist nach der Art psychologischer Tatsächlichkeit „gesetzt“. Er ist nicht substantial, er ist „präsenziell“ bestimmt. Er ist „produziert“. Zwar spricht man ja auch sinnvoll von „richtiger“ Rhythmisierung. Allein, man bedenke, daß auch hier das Beiwort „richtig“ nicht sowohl die naturhaft-objektive Gegebenheitsweise bezeichnet, als es vielmehr einen bestimmten, ästhetischen Maßstab der Beurteilung andeutet. Gewiß, manche Rhythmen „drängen sich auf“. Ja, gerade weil man dessen sicher zu sein glaubt, schafft man die Bedingungen, sie zu erleben. Der Komponist will, daß auf bestimmte Weise rhythmisiert werde und sorgt durch die ihm verfügbaren Mittel innerhalb weiter Grenzen dafür, daß es auch geschehe. Immer aber bleibt es noch zweierlei, die Gründe zu untersuchen, aus denen, sagen wir einmal, in einem bestimmten Kulturbereich auf gegebene Reize hin übereinstimmend rhythmisiert wird, und — explizit oder implizit — zu behaupten, daß Rhythmen selbst, gleich größenbestimmten Naturobjekten gegenständlich gegeben seien. Die erstgenannte Aufgabe verträgt sich sehr wohl mit dem Begriff des „produzierten“ Gegenstandes, insonderheit mit dem der Gestalt. Ja sie folgt geradezu aus deren Problem. Der Beweis dafür ist, obwohl er in mannigfacher Hinsicht über den Umkreis dieser Erwägungen hinausgreift, ohne erhebliche Schwierigkeit zu erbringen. Die Gestalt ist fundiert und vermöge dieses Umstandes naturbezogen. Sie ist aus bereits bekannten Gründen in demselben Umfange reizbezogen. Es bedeutet daher eine wohlumrissene Aufgabe, den Rhythmus von den ihm zugeordneten Naturereignissen her ins Auge zu fassen, d.h. zunächst die biologischen Korrelate seines Auftretens zu ergreifen. Sie werden die (biologischen) Voraussetzungen auch dafür liefern, daß unter ganz bestimmten Verhältnissen hinsichtlich bestimmter Rhythmen eine Übereinstimmung der Urteilenden zustande komme. Wir sehen dabei ab von einer Analyse des Begriffs der Verständigung, der wie leicht ersichtlich in den ganzen Beweisgang hereinspielt. Und auch eine zweite Frage bleibt hier, obschon an sich gewiß von entscheidender Bedeutung, außerhalb jeder Erwägung: Wir lassen den Zusammenhang zwischen Reiz, Gestalt und Organismus ungeprüft. Wir enthalten uns im besonderen jedes kritischen Urteils darüber, welche systematischen Beziehungen den vom Organismus nun einmal nicht zu trennenden Begriff der naturhistorischen Klasse mit dem des Reizes und so auch mit dem der Gestalt verknüpfen mögen. Wir verweisen statt dessen nur noch einmal auf die unscheinbare, aber bezeichnende und für die Gesamtlage wesentliche Verschiebung, die mit der Hervorhebung des Reiz-

beziehungsweise Organbezugs des Gestalterlebnisses gegeben ist. Nicht darum nämlich kann es sich handeln, durch vergleichende Beobachtung die biologischen „Ursachen“ des Rhythmuserlebnisses aufzudecken. Versuchte man es, so verwandelte man den Rhythmus selbst aus einem „produzierten“ in einen substantial-naturhaften Gegenstand. Man verzichtete darauf, ihn in Rücksicht auf sein Fundiertsein zu kennzeichnen, man vergaß seine Transponierbarkeit, kurz man achtete nicht der Bedingungen seiner Ganzheit. Man zerstörte seinen Begriff. Demgegenüber erscheint der methodische Sinn des Gedankens vom Reiz- und Organbezug des Rhythmuserlebnisses wohlumschrieben. Er trägt nicht nur der Gestaltsnatur des Rhythmus Rechnung; er wahrt nicht nur dessen eigentümliche Gegenständlichkeit; er vertieft die Einsicht in das Gefüge dieser Gegenständlichkeit, indem er den Begriff ihrer Bestimmungselemente nach einer neuen und wesentlichen Seite hin ergänzt. Keine Rede also von einem Verzicht auf den Gedanken einer Prüfung der biologischen Voraussetzungen des Rhythmuserlebnisses. Keine Rede aber auch davon, seine Zuflucht zu dem mangelhaften Bild einer „Parallelität“ zwischen Rhythmuserlebnissen und gewissen organischen Vorgängen nehmen zu wollen. Hier steht ein Gedanke von ganz anderer Struktur zur Erörterung. Es ist dieser, daß die restlose Bestimmtheit des Rhythmuserlebnisses selbst den Bezug auf ein System biologischer Vorgänge in einem bestimmten, von allen anderen unterschiedenen Organismus, nämlich in „meinem“, in „deinem“, in „jemandes“ Organismus, voraussetzt und fordert. Der biologische Bezug des Rhythmuserlebnisses erweist sich, vermöge der Relation „Rhythmuserlebnis—Fundierung—Reiz“, als Moment der psychischen Tatsächlichkeit eben dieses Rhythmuserlebnisses selbst und nichts geringeres als der Begriff der Psychologie, der eigentümliche Sinn ihrer methodischen Bestimmtheit, steht mit der Einsicht in die Bedingungen des Rhythmuserlebnisses zur Erörterung. Es ist die Einsicht, daß die Zuordnung eines „Physischen“ zum „Psychischen“ sich weder auf eine in ihrem Gefüge schlechthin undurchsichtige Tatsache *sui generis* gründet, noch auch ein jeder Rechtfertigung entrücktes Gebot bloßer wissenschaftlicher Zweckmäßigkeit darstellt, sondern die Erfüllung einer Forderung, die sich aus dem methodischen Sinn der psychologischen Tatsächlichkeit selbst, aus der Analyse des Begriffs der Psychologie, ergibt. So enthüllt sich auch hier wieder an dem Problem des Rhythmus der Begriff der Psychologie.<sup>1)</sup> —

1) Vgl. meine „Grundlagen der Denkpsychologie“. S. 337 ff.

19. Es war oben von einer „Tendenz“ jedes erlebten Nacheinanders zum Rhythmus hin die Rede. Wir dürfen diesen Gedanken jetzt dahin ergänzen: Sofern Erleben überhaupt als Erleben eines Nacheinanders gefaßt werden kann, wohnt jedem Erleben jene „Tendenz“ zum Rhythmus hin inne. Und solche „Tendenz“ wiederum bedeutet nicht ein undefiniertes Agens im Erlebnis, nicht eine „okkulte Qualität“, sondern nur das Recht, Rhythmisierbarkeit vorauszusetzen. Soll das Erlebnis des Nacheinanders als Erlebnis überhaupt bestimmt sein, so muß die Frage nach der Besonderheit der vorliegenden zeitlichen Gliederung gestellt, die Rhythmizität zum mindesten als möglich in Ansatz gebracht werden können. Aber wie steht es, wenn eine gewisse habituelle Unempfänglichkeit für Rhythmuserlebnisse konstatiert werden muß? Ja, scheitern nicht alle diese und verwandte Erwägungen schon an der alltäglichen Tatsache, daß nun einmal nicht überall Rhythmus erlebt wird? Die Fragen sind eingehender Betrachtung wert. Wir erledigen sie, indem wir zunächst die Aussage einer Versuchsperson, daß sie in einem besonderen Fall kein Rhythmuserlebnis habe, auf ihren charakteristischen Sinn hin ins Auge fassen. Unter welchen Voraussetzungen, so wollen wir wissen, steht eine solche Aussage? Bedeutet die Leugnung der Rhythmizität eines Erlebnisses, daß die Versuchsperson das an sie gestellte Ansinnen, über die Rhythmisierbarkeit eines Zeiterlebnisses etwas auszusagen, für schlechthin unmöglich hält? Versteht sie anders gesagt den Versuchsleiter nicht, wenn sie die Rhythmizität eines Zeiterlebnisses leugnet? Und wenn sie ihn versteht, was hat das für das grundsätzliche Verhältnis zwischen Rhythmus und Erlebnis zu bedeuten? Wir stellen unter Hinweis auf die oben streng durchgeführte Analyse noch einmal fest: Erleben bedeutet gliedern. Läge überhaupt keine Gliederung vor, wo die Rhythmizität eines Zeiterlebnisses geleugnet wird, dann läge auch kein Erleben vor. Nun bedeutet aber Gliederung, wir wissen es, die Möglichkeit des Rhythmuserlebnisses. Also ist diese Möglichkeit mit dem Zeiterlebnis auch dann — und zwar dann erst recht — gesetzt, wenn die Tatsache des Rhythmuserlebnisses geleugnet wird. Indessen, man wird diesen Beweisgang vielleicht für mangelhaft, sicher aber für „zu formal“ halten. Schon deshalb mag es zweckmäßig sein, die Frage noch etwas anders zu wenden. Liegt in der Leugnung der Rhythmisiertheit eines Erlebnisses die Behauptung der grundsätzlichen Unmöglichkeit, es rhythmisiert zu erleben? Es wird schwer halten, diese Frage ohne weiteres zu bejahen. Versuchte man es, so versuchte man damit etwas, was der monadischen Bestimm-

heit des Psychischen widerstreitet. Oder sollte man wirklich im strengen Sinne des Wortes behaupten wollen, es sei unmöglich, daß das, was „der Eine“ unrhythmisiert erlebt, sich „dem Anderen“ rhythmisiert darstelle? Kann man das aber nicht, dann erscheint es begründet, das tatsächliche Fehlen eines Rhythmuserlebnisses unter dem Gesichtspunkt der Bedingungen zu betrachten, denen der Begriff des Rhythmuserlebnisses unterliegt. Die verneinende Aussage verweist — soll sie wirklich eine Aussage sein, d. h. die Sinnreaktion auf eine verstandene Aufgabe darstellen — auf die Möglichkeit einer anderen als der vom Versuchsleiter oder auch der Versuchsperson selbst gerade aufgabegemäß intendierten Gliederung. Sonst hätte weder die Verneinung einen Sinn, noch auch wäre die Reaktion psychologisch, d. h. in der definierten Bedeutung des Wortes „monadisch“. Man darf es also aussprechen: Eine „monadische“, d. h. psychologisch-tatsächliche, erlebnismäßig-aktuelle, mithin wirklich „gemeinte“ Verneinung der Rhythmizität eines Erlebnisses besteht nur dann, wenn die erlebnismäßig-aktuelle, die „monadische“ Bejahung der Rhythmizität desselben Erlebnisses als möglich vorausgesetzt ist. Darum kann das Erlebnis der Arrhythmizität wissenschaftlich nur gemäß den Bedingungen, die den Begriff des Rhythmus bestimmen, bewältigt werden.

20. Aber wir dürfen nunmehr auch noch einen Schritt weitergehen. Wir dürfen jetzt ohne nähere Begründung aussprechen, daß die Verneinung eines Rhythmuserlebnisses der „Tendenz“ zu einer anderen als der vom Versuchsleiter und der Versuchsperson gerade ins Auge gefaßten Gliederung der Zeit gleichzuachten sei. Es liegt eben im Falle der verneinten Rhythmizität eines Zeiterlebnisses Einstellung auf eine andere als die in der Aufgabe gekennzeichnete Gliederung vor, wobei es unerheblich ist, ob die der Versuchsperson gestellte Aufgabe den Hinweis auf einen besonderen Rhythmus enthält, oder ob sie dieser die „Wahl“ des Rhythmus freistellt. Denn überhaupt keine Gliederung bedeutete überhaupt kein Erleben; überhaupt keine „Einstellung“ auf Gliederung den unmöglichen Gedanken, Erleben sei ohne Intention auf „etwas“, ohne Erlebtes oder zu Erlebendes möglich. So besteht denn für die Versuchsperson in dem erwogenen Fall recht eigentlich der Zustand eines „Wettstreites“ der Aufgaben. Sie verneint, indem sie diesen „Wettstreit“ erlebt. Oder vielleicht besser: Sie hat das Erlebnis eines „Abstandes“ zwischen zwei Arten, Zeit zu gliedern, deren eine ihr in der Aufgabe, und sei es noch so allgemein, vorgegeben ist, deren andere sie vollzieht. Allein, so fragt man, warum spricht denn die Versuchsperson

son immer wieder davon, „keinen“ Rhythmus zu erleben, obschon sie gegliedert hat und wissen muß, gegliedert zu haben? Die Antwort hierauf ergibt sich ohne Schwierigkeit aus unserer Analyse. Sie gipfelt in der Feststellung, daß das „nicht“ hier nur als ein „noch nicht“ zu verstehen sei. Die Versuchsperson „sucht“ ihr Erlebnis aufgabegemäß zu rhythmisieren. Es gelingt ihr nicht, d.h. sie vermag das Prinzip selbst, nach welchem sie verfährt, nicht erlebnismäßig zu ergreifen. Die Versuchsperson „versteht“ nicht, was sie erlebt. Aber sofern sie überhaupt Zeit erlebt, kann dieses „nicht“ nur ein „noch nicht“ bedeuten. Oder unter dem Gesichtspunkt einer anderen Invariante betrachtet: Die Versuchsperson muß zum mindesten gliedern wollen, wo sie Zeit erlebt; sie muß in diesem Sinn rhythmisieren wollen. Indem sie aber gliedern „will“, gliedert sie bereits. Sie gliedert, indem sie ihren „Abstand“ von der Aufgabe erlebt. Und sie bezeichnet das Erleben dieses Abstandes, indem sie aussagt, nicht zu rhythmisieren. Die Versuchsperson erfüllt also mit dieser Aussage gewissermaßen die Bedingungen eines „Aufgabenwechsels“. Und zwar nicht nur in einem weiteren, sondern in dem denkbar engsten Sinn des Wortes; d.h. nicht nur insofern, als ja jegliches Erleben unter der Bedingung des „Etwas Meinens“, also einer „Aufgabe“, steht und der Wechsel der Aufgaben nur einen anderen, theoretisch klareren Ausdruck für die Voraussetzung der Abgegrenztheit, der Bestimmtheit und der Möglichkeit des Erlebnisses bedeutet, sondern vor allem auch insofern, als in der Arrhythmizität ein besonderer Fall des Aufgabenwechsels auf besondere Weise, nämlich in jenem Erlebnis des „Abstandes“ selbst erlebt wird.

21. Dreierlei nun wird durch diese Erwägungen klar. Einmal dies, daß aus dem Begriff „Tendenz“, von dem oben mehrfach die Rede gewesen, alle „okkulten“ Bestimmungen verschwunden sind. „Tendenz“ bedeutet hier nicht eine dem Erlebnis innewohnende, geheimnisvoll-undefinierte Kraft. Vielmehr erweist sie sich als ein Gesichtspunkt der Bestimmung für den Begriff des Erlebens überhaupt, des Rhythmuserlebnisses im besonderen. Ebendarum ist es auch der Begriff des Erlebens, und damit der kritische Begriff der Psychologie, von dem aus derjenige der „Tendenz“ seinen methodischen Inhalt erhält. Sodann aber: Wir hatten oben die entscheidende Bedeutung der Möglichkeit eines Zeiterlebnisses für die Theorie des Erlebnisses überhaupt kennen gelernt. Andererseits sahen wir uns auf die universelle Bedeutung des Begriffs „Rhythmus“ für jedes Erlebnis verwiesen. Und so dürfen wir denn ohne die Gefahr eines Mißverständnisses aussprechen: Es ist grundsätzlich ausgeschlossen, auf dem

Boden der psychologischen Fragestellung hinter das Problem des Rhythmus zurückzugehen. Im Gefüge des Rhythmus stellt sich vielmehr das Gefüge des Erlebens selbst dar. Ein tiefer Sinn verbirgt sich hinter dem oft mißverständlichen und durch romantisierende Tendenzen vielfach verdunkelten Wort vom „individuellen Rhythmus der Persönlichkeit“. Denn welches ist die nähere theoretische Bedeutung dieser Wendung? Kurz gesagt diese, daß sie unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten Invariante, nämlich des Rhythmus, die monadische Einzigartigkeit des Erlebens, beziehungsweise des in ihm vorliegenden Kontinuums, darstellt. Und endlich fällt Licht auf das methodologische Gefüge und die Besonderheit des psychologischen Versuchs. Bei flüchtiger Betrachtung möchte es freilich scheinen, als sei das Experiment überflüssig, wenn die Entscheidung über die universelle psychologische Bedeutung allein bei der begrifflichen Analyse liegt. Die Annahme ist falsch und ihr Gegenteil trifft zu. Gerade die analytische Behandlung des Problems hatte gelehrt, daß das im Rhythmuserlebnis vorliegende Beziehungsgefüge seine psychologische Tatsächlichkeit erst in der Besonderung des Erlebens, daß es erst in seiner „Monadizität“ wirkliche Bestimmtheit gewinnt: „jemand“ muß den Rhythmus „jetzt“ und „hier“ so und nicht anders erleben, beziehungsweise erlebt haben und wissen, erlebt zu haben. Nur in dieser ihrer monadischen Besonderung ist die Rhythmusganzheit überhaupt erst „möglich“, d. h. gegenständlich und in diesem Sinne „wirklich“. Nur im Experiment aber kann diese monadische Besonderung erfaßt werden. Auf den Versuch verzichten, hieße auf das methodisch veranlaßte und aufgabegemäß gestaltete Erlebnis verzichten. Es hieße die Bestimmtheit des Problems selbst in Frage stellen. Der Begriff des Rhythmus ist eben der Begriff des monadisch differenzierten, individuellen, also „wirklichen“ Rhythmuserlebnisses. Von diesem und dessen Bedingungen abgelöst, entbehrte der Rhythmus, als „produzierter“ Gegenstand darin von dem Naturobjekt grundsätzlich unterschieden, jeglicher gegenständlichen Bestimmtheit. Zu seiner „Geltung“ als Gegenstand gehört eben die Tatsache seines Vollzugs. So ist das Problem des Rhythmus recht eigentlich das des Rhythmuserlebnisses. Handelt es sich mithin darum, die Invarianten seines Begriffs, die objektiven Bedingungen seiner Bestimmtheit zu erfassen, so muß zugleich auch dem ganzen Umkreis derjenigen Bedingungen Genüge geschehen, die das „Ich habe (erlebe) etwas“ umschließt. Und das eben sind jene Bedingungen der „Monadizität“ des Psychischen.

22. Es war in früheren Zusammenhängen gelegentlich der Begriff einer relativen Rhythmusindifferenz der fundierenden Elemente eingeführt worden. Damit sollte die Notwendigkeit eines möglichen Bezugs der fundierenden Elemente auf die Bedingungen der rhythmischen Ganzheit getroffen werden. Wir sind nunmehr in der Lage, jenem Begriff einen genauer definierten Inhalt zu geben. Die Bedingtheit der Rhythmusindifferenz erweist sich uns als ein anderer Ausdruck für die Notwendigkeit des Bezugs der fundierenden Elemente auf die „Monadizität“ des Psychischen überhaupt, also auf die Bedingungen, die das Verhältnis zwischen dem Rhythmus und der Tatsache des schlechthin individualisierten Erlebens beherrschen. Gerade im Hinblick auf diese Bestimmung aber darf noch um einen Schritt weitergegangen werden. Wir tun ihn mit Hilfe des Begriffs „Verständigung“. Was leistet uns dieser Begriff im gegenwärtigen Zusammenhang? Auch er bringt, so ist zu antworten, die „Monadizität“, die spezifische Einzigartigkeit des individuellen Erlebens, zu Bewußtsein. Nur unterstreicht er zugleich den eigentlichen Sinn dieser „Monadizität“, indem er eines der Bestimmungselemente ihres Begriffs besonders heraushebt. Denn in dem Motiv der „Verständigung“ liegt beides: einmal der Gedanke schlechthin einzigartiger und unvertauschbarer Stellenwerte, von denen aus und zwischen welchen Verständigung erfolgen soll; sodann aber der gemeinschaftliche Bezug dieser Stellenwerte auf etwas, im Hinblick worauf „Verständigung“ stattfindet. Die „Monadizität“ enthält beides: das schlechthinnige Abgesondertsein der Erlebnismittelpunkte und den Gemeinschaftsbezug, in dem sie sich begegnen und vermöge dessen sie recht eigentlich erst voneinander unterschieden sind. Der Bezug auf die „Monas“ ist eben zugleich der Bezug auf den Gegenstand. Wem kommt bei diesen Erwägungen nicht Leibniz in den Sinn? Wir wissen es: seine „Monaden“ haben keine „Fenster“, sie wirken nicht aufeinander im physikalischen Sinn, sie entbehren der Größenbestimmung. Die Monade ist ein „vorstellendes Wesen“ und eben darum, d. h. vermöge des Gegenstandsbezugs der „Vorstellung“, mit allen möglichen Monaden verbunden; verbunden ohne den Austausch physikalischer Wirkungen, nicht durch Druck und Stoß, sondern lediglich gemäß der Norm und dem Zeitwert des Psychischen, d. h. im Medium des „Verstehens“. Es ist ein gemeinsamer, für alle Monaden verbindlicher, auf das zu Verstehende gerichteter Bezug. Es ist der Bezug der Gegenständlichkeit. Gegenständlichkeit als Funktion des Verstehens aber bedeutet Erkenntnis. Weil sie „keine Fenster“ haben, führen die



Monaden ein gemeinsames Erkenntnisleben, und im Hinblick auf dieses gegenständlich gerichtete Erkenntnisleben ist jede von ihnen einzigartiger Erlebnismittelpunkt. Monadizität und Gegenstandsbezug also sind Korrelate. Sie fordern einander, der Begriff jener ist mit diesem gesetzt und umgekehrt. Die gänzliche Unvergleichbarkeit der „Iche“ entspricht deren grundsätzlich geforderter wechselseitiger Zuordnung in dem Gedanken jenes gegenständlich gültigen, eindeutig bestimmten „Meinens eines Etwas“. Und andererseits: In jeder Monade spiegelt sich, indem sie vorstellt, „das Weltall“, d. h. jedes „Ich“ bedeutet die Möglichkeit alles zu denken, und eben weil es in nicht numerischem Sinn eines ist, dieses „alles“ auf einzigartige Weise zu denken.

23. Was aber für das Verhältnis zwischen Monadizität und Gegenstand überhaupt gilt, das gilt, gleichsam a potiori, von dem zwischen Monadizität und Gestalt, zwischen „Ich“ und „produziertem Gegenstand“. Man kann auch sagen: der „produzierte Gegenstand“ erfüllt die Forderungen der „Präsenz“ auf eigene, dem substantial bestimmten Naturobjekt gegenüber wohlumschriebene Weise. Gilt es hier — man erinnere sich unserer Darlegungen über das Atom — die substantialen Werte der Seinsbestimmtheit des Gegenstandes der Bedingung der Ganzheit zu unterwerfen, die Ganzheit auf jene substantialen Werte abzubilden und so für das Naturobjekt eine „Struktur“ in Anspruch zu nehmen, so handelt es sich im Falle des produzierten Gegenstandes darum, die Ganzheit des Gegenstandes in psychologisch tatsächlichen Akten „überschauend“ zu erleben. Gerade in solchem Überschauen erfüllen sich jene Bedingungen der Monadizität, die, wie wir wissen, dem Begriff des produzierten Gegenstandes sein besonderes Gepräge geben. Oder anders ausgedrückt: Im Falle des produzierten Gegenstandes bedeutet den „Gegenstand meinen“ soviel, wie zugleich „mich“ meinen; hier ist die Bestimmtheit des Gegenstandes immer auch Bestimmtheit „meiner selbst“. Nicht freilich so, als ob die eine Bestimmtheit ohne die andere, als ob etwa eine vom Gegenständlichen absehende psychologische Theorie des produzierten Gegenstandes möglich wäre, oder als ob die eine durch die andere vertreten und „dargestellt“ werden könnte. Das hieße die kritisch verstandene Bedingung der Monadizität „psychologistisch“ aufheben und damit das Gefüge des produzierten Gegenstandes nicht sowohl „erklären“, als vielmehr sprengen. Indessen, man mißverstehe diese Bemerkungen auch in einer anderen Beziehung nicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Gegenstände, die nicht als „produzierte“

zu kennzeichnen sind, also Gegenstände von „substantialer“ Seinsbestimmtheit, kurz: Naturobjekte, des notwendigen Bezugs auf den Faktor „Ich“ nicht entbehren können. Aber es ist gut, sich darüber Rechenschaft zu geben, wodurch sich dieser Bezug, so unerläßlich er auch sein mag, von dem Bezug des „produzierten“ Gegenstandes auf das „Ich“ unterscheidet. Hier, beim „produzierten“ Gegenstand, also etwa bei der Gestalt, fällt der Bezug auf das „Ich“ mit dem Gegenstandswert des Objekts zusammen. Dort hingegen, im Falle der substantialen (nicht-präsenziellen) Seinsbestimmtheit, stellt sich der Bezug auf das Ich als deren Bedingung dar, sei es nun, daß er die „Empfindung“, dieses unerläßliche Bestimmungselement des substantialen Gegenstandes ermöglicht, sei es, daß er als Voraussetzung für die Selbstgenugsamkeit des Gegenstandes, also dafür erkannt wird, daß der Gegenstand — als „Objectum“ — „mir“ gegenübertritt, um gerade in solcher Absonderung von „mir“ seinen Anspruch auf Geltung „für alle“ zu bekunden.

24. Welche Rolle also fällt dem psychologischen Experiment angesichts der Struktur des „produzierten“ Gegenstandes, wie er sich uns besonders klar im Rhythmus darstellt, zu? Was leistet der Versuch hier, und was hat man von ihm zu erwarten? Wir dürfen kurz antworten: Es bestimmt das Gefüge der Gestalt unter dem Gesichtspunkt ihrer Monadizität. Nie kann es also hier, und das trifft im Grunde genommen für jedes psychologische Experiment zu, die Aufgabe haben, eine Einsicht in „Gesetze“ zu vermitteln, die aus vielen Einzelfällen abgezogen oder auch, wie etwa im Galileischen Verfahren, an der Einsicht in das Gefüge eines einzigen Falles entwickelt sind. Das Experiment vermag hier nur dies zu leisten, daß es nach methodisch geklärten Gesichtspunkten, also bestimmten wohlumrissenen Aufgaben angepaßt, „Fälle“ darbietet. Aber an dieser Stelle ist der „Fall“ als solcher schon, wenn man den Ausdruck richtig versteht, Gesetz, d. h. „Konkretheit“ und „Allgemeinheit“ zugleich. Denn die Einzigartigkeit, die „individuelle Norm“ des Erlebens offenbaren ja und verbürgen hier gerade die Gegenstandsbestimmtheit. An ganz anderer Stelle war zur Kennzeichnung der methodologischen Besonderheit dieser Verhältnisse von einer „paradeigmatischen Valenz“ des psychologischen Versuchs gesprochen worden.<sup>1)</sup> Damit sollte die Rolle des Einzelfalles, wie ihn dem „monadischen“ Gefüge des Psychischen entsprechend der Versuch darstellt, im Beweisgang der Psychologie seine Kennzeichnung

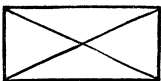
1) „Grundlagen der Denkpsychologie“, a. a. O. S. 372 ff.

erfahren. Es sollte ausgedrückt werden, daß der Einzelfall hier als Maßwert für die Beurteilung anderer Einzelfälle in Betracht komme, als Vergleichspunkt für andere Setzungen, und zwar so, daß die experimentelle Setzung des Einzelfalls zugleich die methodologischen Ansprüche hervortreten lasse, die aus dem Begriff des Psychischen überhaupt folgen. Der Beweisgang des Psychologen muß sich unausgesetzt auf Erlebnistatsachen und deren „präsenten“, monadisch-„fensterlosen“, d. h. durch die Tatsache der Verständigung bedingten Wechselbezug stützen. Jeder Sonderfall ist im Bereich der Psychologie fähig, theoretisch gewertet zu werden, so gewiß sich an jedem, mag er beschaffen sein wie immer, die Struktur des Psychischen zu bewähren hat. Und diese Bewährung muß ausdrücklich dargetan werden, soll das Verfahren wissenschaftliche, d. h. in ihrem Geltungswert und Geltungssinn überschlechthin isolierte Feststellungen hinausreichende Ergebnisse zeitigen. Darum meint denn auch, wer im definierten Sinn des Wortes von „Monadizität“ spricht, nicht dies, daß der Psychologe Erlebnisse wahllos aufgreifen und schildern solle, also nicht etwa ein „Magazin für Erfahrungsseelenkunde“, wie es Carl Philipp Moritz vorschwebte. Er meint dessen diametrales Gegenteil. Er denkt an den beständig zu wiederholenden Nachweis, wie sich in dem Einzelerlebnis der Begriff des Psychischen überhaupt ausprägt und er bedient sich, um jenen Nachweis führen zu können, des planvoll ersonnenen, von strengsten Bedingungen umfriedeten Versuchs. Die „Allgemeinheit“ psychologisch-wissenschaftlicher Einsichten ist eben, wir wissen es längst, von eigentümlicher Art. Sie wird verbürgt durch den ursprünglichen Bezug zwischen Erlebnis und Gegenständlichkeit, oder wie man es auch ausdrücken könnte, durch die systematische Einheit von Monadizität und Geltung.

25. Gewiß, auch die Einsichten des Psychologen entbehren der Beziehungen zur Naturgesetzlichkeit nicht. Die aus dem Begriff des Psychischen selbst folgende, zur Bestimmtheit des Begriffs der Präsenz gehörige Forderung einer Zuordnung des Psychischen zu Physischem bedeutet zugleich eine Interferenz zwischen „monadisch-paradeigmatischer“ und naturgesetzlicher Geltung. Es ist das methodologische Grundproblem der Psychologie, diesen Beziehungen überall nachzuspüren und zu zeigen, wie sie sich an den Invarianten des Psychischen, etwa im Bereich des Problems der „Empfindung“, offenbaren. Und gerade weil der Begriff des Psychischen die Einheit von Monadizität und Geltung fordert, oder genauer: weil in dem richtig verstandenen Begriff der Monadizität diejenige der Geltung

mit enthalten ist, ist der Bezug auf den Einzelfall, also der Bezug auf das Experiment, nicht zu missen. Und so führt denn die Frage nach dem Begriff des produzierten Gegenstandes mitten hinein in eine Erörterung der methodologischen Grundfragen, die durch die Tatsachen der Psychologie und der psychologischen Erkenntnis aufgegeben sind.

26. Allein, diese Grundfragen wären nur mangelhaft gekennzeichnet, wollten wir nicht noch einmal auf die Motive hindeuten, aus denen hier von produzierten „Gegenständen“, und nicht wie üblich von produzierten „Vorstellungen“, die Rede ist. Sie sind schnell angegeben. Der methodische Sinn des Wortes „Produzieren“, und wir wiederholen damit nur ein wesentliches Ergebnis dieser Darlegungen, reicht über das Gebiet der „Vorstellungen“, oder allgemeiner: über das der „Inhalte“, grundsätzlich hinaus. Denn gerade das ist ja das Eigentümliche jenes Begriffs, daß er eine bezeichnende Verknüpfung von Erlebnis- und Gegenstandswerten anzeigt, die eine schlechthin gesonderte Betrachtung der beiden Bestimmungen prinzipiell ausschließt. Ja, man darf hinzufügen: Erst von dem Begriff des produzierten Gegenstandes aus gewinnt der Umkreis der Aufgaben, die mit der „produzierten Vorstellung“ gemeint sind, feste Umrisse. Was bezeichnet eigentlich das Wort „Vorstellungsproduktion“? Wir hatten es schon einmal ausgesprochen: Die Tatsache, daß ich in ein Zusammen oder eine Folge sinnlicher Eindrücke verschiedene Gestalten „hineinzulegen“ vermag, daß ich die „hineingelegten“ Gestalten gegeneinander vertauschen und innerhalb weiter Grenzen abwandeln kann. Jedermann kennt bezeichnende Beispiele dafür. Aber die bloße Beschreibung der bezüglichen Erlebnisse, und erstrecke sie sich selbst auf die genaueste Schilderung der Umstände jenes charakteristischen Stutzens und Schwankens vor der Entscheidung für die eine oder die andere Gestalt, enthält die Voraussetzungen für die eigentliche Einsicht in das Gefüge des Begriffs der Vorstellungsproduktion noch nicht. Nur eine methodisch durchgeführte Analyse des Begriffs der Produktion, nur die systematische Durchdringung des Begriffs der Psychologie selbst kann sie vermitteln. Wann also spreche ich von Vorstellungsproduktion? Man besinne sich auf das so oft wiederholte Beispiel, die bekannte Briefumschlagfigur, in die ich „je nach Belieben“ bald diese, bald wieder jene Gestalt „hineinschauen“ kann, in der ich den



Kreuzungspunkt der beiden Diagonalen bald im Raum mir genähert, bald wieder von mir weg in die Tiefe strebend „sehen“ kann — und man wird kaum eine

andere Antwort auf diese Frage finden: Es handelt sich bei der sogenannten Vorstellungsproduktion stets um die Feststellung eines eigentümlichen Verhältnisses zwischen Empfindung und Reiz. Die Empfindung erscheint hier auf eine bestimmte Valenz des Reizes bezogen. Sie ist hier nicht von dessen energetischem Wertabhängig; sie betrachtet den Reiz nicht seinen extensiven Qualitäten nach, d. h. nicht als Größe, sondern als Ganzheit; nicht als physikalisch bestimmbares Naturereignis, sondern als Gestalt. Von Vorstellungsproduktion ist die Rede, wo Empfindungen unter dem Gesichtspunkt der Gestaltsvalenz des Reizes betrachtet werden. Wenn ich also an dem Gerattere des fahrenden Eisenbahnzugs bald diesen, bald jenen Rhythmus erlebe, so werte ich die Gehörseindrücke nach Maßgabe der Gestalten, die ich jeweils an den Gehörseindrücken produziere. Und die „Freiheit“, die ich dabei betätige, bedeutet nichts anderes, als eben die „Monadizität“ jeder Produktion. — Aber ist nicht, so fragt man, Produktion auch das entscheidende Definitionselement der Empfindung? Muß sie es nicht sein, wenn Erleben Präsenz und Präsenz überschaubare Ganzheit bedeutet? Unbedenklich darf auch diese Frage bejaht werden. Auch Empfinden ist Produzieren, denn es bedeutet Erleben mit allen Konsequenzen dieses Sachverhalts. Und ein Erlebnis heißt, so sagen wir kurz, Empfindung wiederum unter dem Gesichtspunkt seiner besonderen Beziehung zu einem „Reiz“, dann nämlich, wenn der Reiz seiner naturhaften Valenz nach, wenn er als physikalisch bestimmter Größenwert, als Wellenform oder Schwingungszahl, erfaßt wird. So setzt der Begriff der Vorstellungsproduktion analytisch genommen die Theorie der Psychologie mit allen ihren Bezügen zu derjenigen der gegenständlichen Erfahrung, oder wie wir auch sagen können, zum Begriff der Natur, bereits voraus. Es gilt eben, ein Relationsgefüge aufzudecken, das den gesamten Bestand des Erlebens umfaßt und gerade deshalb fähig wird, besondere Weisen des Erlebens gegen andere abzugrenzen. Dem Begriff der Produktion kommt an umfassender Bedeutung für eine Theorie der psychologischen Forschung kein anderer gleich. Er ist der grundsätzlich höchste, weil er den analytischen Ausdruck für das Verhältnis zwischen Erleben und Gegenstand, oder wie man auch sagen darf, eine besondere Seite des Problems der Gegenständlichkeit überhaupt, darstellt. Darum aber liefert er auch die Gesichtspunkte für die wissenschaftliche Bewältigung der Aufgaben, die in dem Begriff des Rhythmus beschlossen sind.

## V.

1. Es liegt nahe, zwischen „willkürlichen“ und „unwillkürlichen“ Rhythmen zu unterscheiden. Man wird den Begriff der Produktion für jene zwar gelten lassen, aber bezweifeln, daß er auch diese zu umspannen vermöchte. Wir „produzierten“ erst, so meint man, wo wir in bewußter Aktivität ein irgendwie gegebenes Material im Sinne der Gliederung verarbeiten. Ist nun dieses Material selbst schon rhythmisiert, so bestünde die „Produktion“ darin, daß man es „umrhythmisiert“; ist es rhythmusindifferent, so würde der Produktion die Rolle zufallen, es zu rhythmisieren, in es „einen Rhythmus hineinzulegen“. Diesen und verwandten Einwänden gegenüber ist zunächst auf den streng definierten Sinn des Wortes „Produktion“ zu verweisen. Wir kennen ihn längst als die eigentümliche funktionale Einheit zwischen Erlebnisbestimmtheit und Gegenständlichkeit, als Korrelat des durch diese funktionale Einheit bedingten Gegenstandes. Was aber folgt hieraus für das Recht der Unterscheidung zwischen „willkürlichen“ und „unwillkürlichen“ Rhythmen? Der sogenannte „unwillkürliche“, sich gleichsam unabweisbar aufdrängende und in diesem Belang schlechthin „gegebene“ Rhythmus ist nicht weniger „produziert“, als der „willkürlich“ gewählte, der absichtlich in eine „gegebene“ Ordnung von Eindrücken „hineingehört“. „Gegebenheit“ des Rhythmus und „Produziertsein“ des Rhythmus sind unter der Voraussetzung eines definierten Gebrauchs des Wortes „Produktion“ nimmermehr Gegensätze. Das Problem, das in ihrem scheinbaren Gegensatz beschlossen ist, lautet im Grunde genommen ganz anders. Es ist die Aufgabe lediglich die, festzustellen, wie sich der Sachverhalt der Gegebenheit von dem Begriff der Produktion her bestimmen mag. Indessen, von dem Gegebenheit des Rhythmus erscheint das Gegebenheit des in ihm und durch ihn zu verarbeitenden „Materials“ immer noch wohl unterschieden. Andererseits erweist sich das Gegebenheit des Rhythmus von dem seines „Materials“ keineswegs unabhängig. So mag man denn immer wieder versucht sein, der „Produktion“ gegenüber einen ihr wesensfremden Begriff der „Gegebenheit“ in Ansatz zu bringen. Allein, wir wissen ja längst, welche Bewandnis es mit der „Gegebenheit“ des Materials für den Rhythmus habe. Es ist lediglich ein abgekürzter Ausdruck für das Verhältnis der Gestalt Ganzheit und der „fundierenden“ Elemente, ein Ausdruck also für die in dem Begriff der Produktion gipfelnde Tatsache der Fundierung selbst. Nun denn: Diese Tatsache als solche zu erleben — nichts anderes bedeutet es,

den Rhythmus zu „wollen“. Diese Tatsache als solche aber muß erlebbar sein, wenn sonst die Gestalt sich an den fundierenden Elementen entfaltet, und in dieser ihrer Bestimmtheit erlebt, d. h. eben „produziert“ wird. Weil Produktion der allgemeinen Bedingung des Wissens unterliegt, muß sie selbst jederzeit „wißbar“ sein. Ich muß daher jeden Rhythmus „wollen“ können. Es muß mir jeweils freistehen, eine Zeit „aktiv“ zu gliedern, sie zu gliedern, wie ich „will“, wobei es auf die Mittel und Anlässe der Gliederung — „Mitzählen“, Bewegungsintentionen, Bewegungen — nicht weiter ankommt. Aus dem gleichen Grunde freilich muß die Tatsache der Fundierung als solche nicht notwendig erlebt werden. Denn gerade wieder als produzierte Ganzheit beansprucht die Rhythmusgestalt eine von der Tatsache ihrer Fundierung unabhängige Valenz. Und worin diese Valenz sich ausprägt, ist längst bekannt: Die Rhythmusgestalt ist transponibel, sie erfreut sich eines psychophysisch indifferenten Seinswertes, sie ist „an“ etwas, wovon sie getragen wird. Wann also ist mir der Rhythmus als ein „unwillkürlicher“ gegeben? Dann, wenn ich die Fundierung als solche nicht erlebe. Daß aber dieser Fall möglich ist, daß ich Fundierung nicht zu erleben brauche, folgt wie gesagt aus der spezifischen Gesetzmäßigkeit, aus dem Begriff der Produktion selbst. Wohl muß die Produktion allezeit „wißbar“ sein, der Rhythmus also stets gewollt werden können. Aber sie braucht, gerade im Hinblick auf den selbständigen Seinswert der Rhythmusgestalt, nicht gewollt zu werden. Erlebe ich dagegen mit dem Rhythmus zugleich auch die Tatsache seiner Fundierung als solche — und wieder steht der Begriff der Produktion auch hinter dieser Möglichkeit —, so ist der Rhythmus „willkürlich“ erzeugt: ich „gebe“ ihn mir selbst. Oder kurz: Auch einen sich mir „unwillkürlich“ aufdrängenden Rhythmus muß ich durch Einstellung auf die Tatsache seiner Fundierung „wollen“ können, wie andererseits auch ein „gewollter“ Rhythmus, gerade im Hinblick auf die Eigengesetzlichkeit der Gestalt und den Begriff der Fundierung nicht aufhört, „gegeben“ zu sein.

2. In diesem Zusammenhang mag noch eine Frage berührt werden, die des grundsätzlichen Interesses nicht entbehrt. Welche Bewandnis hat es mit jenem „Eben-Schon“, beziehungsweise „Eben-Noch“ des Rhythmuserlebnisses überhaupt, dem „Eben-Noch“ des einen Rhythmuserlebnisses mit Bezug auf das „Eben-Schon“ eines anderen? Das ist, wie man sofort erkennt, die Frage nach der Rhythmusschwelle und der Rhythmus-Unterschiedsschwelle. Das Problem der „Schwelle“ überhaupt als Prinzipienfrage der Psycho-

logie aufzurollen, ist nicht dieses Ortes.<sup>1)</sup> Wir versuchen uns lediglich darüber Rechenschaft zu geben, wie es sich in den Rahmen unserer bisherigen Betrachtungen einfügen mag. Und da kann es zunächst kaum einem Zweifel unterliegen, daß das Schwellenerlebnis hier das Erlebnis dessen einschließt, was wir kurz „Aufgabenwechsel“ nennen wollen. Man beachte wohl: Es ist die Rede nicht sowohl von dem „Aufgabenwechsel“, als vielmehr von dessen Erlebnis. In jenem bezeichnenden „Ich weiß nicht, ob“ liegt dieses Erlebnis vor. In einem und demselben intentionalen Bereich, d. h. innerhalb eines und desselben, als Ganzheit übersehbaren Sachverhalts erlebe ich durch die Rhythmusschwelle zwei eigenartig aufeinander bezogene Aufgaben. Oder besser: Ich erlebe diesen Aufeinanderbezug als solchen. Gewiß, das Erlebnis nicht jedes Wechsels der Aufgaben ist das Erlebnis einer Schwelle. Dazu bedarf es noch der Erfüllung besonderer Bedingungen. Von einem Schwellenerlebnis kann nur die Rede sein, wenn der Wechsel der Aufgaben an einem Kontinuum und dessen Bedingungen gemäß erlebt wird. Das Erlebnis der Schwelle ist immer auch das Erlebnis von Aufgaben, deren Begriff den Bedingungen eines erlebten Kontinuums genügt. Das Erlebnis der Schwelle ist in diesem Sinn immer das Erlebnis eines Kontinuums. Man kann denselben Gedanken auch anders ausdrücken. Man kann auch sagen, es handele sich im Falle der Schwelle um das Erleben, beziehungsweise Erlebthaben eines Abstandes von Aufgaben, aber eines Abstandes, wie ihn nur die Bedingungen des Erlebens einer Kontinuität zu begründen vermögen. Es ist das Erleben eines Abstandes im Erleben einer Kontinuität. Der Abstand der Aufgaben selbst also muß mögliche Aufgabe, d. h. mögliches Erlebnis sein, soll das Schwellenerlebnis möglich werden. In diesem „Abstand“ nun wird, und zwar mit Bezug auf das Noch-Nicht- bzw. Nicht-Mehr-Erlebte, ein charakteristisches Ganze erlebt. Der Abstand „umfaßt“ jenes Noch-Nicht- oder Nicht-Mehr-Erlebte; nicht freilich so, wie eine Klasse ihre Momente umfaßt, sondern so, wie eine Sinnbestimmtheit andere Sinnbestimmtheiten voraussetzt. In der Schwelle erfüllen sich somit die gleichen Bedingungen, die an das Erleben überhaupt gestellt sind. Denn Erleben ist immer Erleben einer Ganzheit. Die Schwelle selbst erscheint somit an die Bedingung des Überschauens und Verstehens einer durch das Erleben eines Kontinuums gesetzten Gesamtaufgabe geknüpft, deren Glieder das „Nicht-Mehr“- bzw. „Noch-Nicht-Erlebte“ darstellen. Die

1) Vgl. hierzu M. Löwi, Schwellenuntersuchungen, Theorie und Experiment. Archiv für die gesamte Psychologie. Band 48.



Schwelle muß möglich sein, wenn das Erleben eines Kontinuums möglich ist. Die Möglichkeit aber, ein Kontinuum zu erleben, folgt aus dem Begriff des Erlebens selbst, denn sie ist ja nichts anderes wie der Begriff der Präsenz. Die Möglichkeit, ein Kontinuum zu erleben, ist eben die zeitliche Kontinuität meiner selbst, und damit Voraussetzung für das Erleben überhaupt. Die Schwelle, so dürfen wir sagen, ist ein besonders ausgezeichneter Fall, Erlebnisse zu gliedern. Ohne Gliederung aber kein Erleben. Darum ist die Schwelle ein eigentümliches Definitionselement der Bestimmtheit des Erlebens und ein unerläßliches Bestandteil jeder psychologischen Theorie. Auch an dem Problem der Rhythmusschwelle nun müssen sich diese Gesichtspunkte bewähren. Auch wo Rhythmusschwellen erlebt werden, liegt das Erlebnis eines Abstandes vor und damit als charakteristische Ganzheit eine Duplizität von Aufgaben. Auch wo Rhythmusschwellen erlebt werden, werden von dem Erlebnis der Ganzheit her und unter den besonderen Bedingungen der Kontinuität in eigentümlicher Wechselbezogenheit zwei Aufgaben erlebt. Die Besonderheit der Rhythmusschwelle aber läßt sich dabei ohne größere Schwierigkeiten angeben. Hier erfüllt das zu erlebende Kontinuum besondere Bedingungen. Hier erweisen sich die von der Tatsache des „Abstandes“ her zu überschauenden Aufgaben selbst als an bestimmte Voraussetzungen geknüpft. Hier sind es Ganzheiten von ganz besonderer Art, fundierte Ganzheiten, die zueinander in die bezeichnende Beziehung des „Abstandes“ treten. Und innerhalb des Bereichs dieser Ganzheiten wiederum solche, deren Erlebnis- und Gliederungsform nicht nur, sondern auch deren Substrat die Zeit ist.

3. Dabei treten noch besondere Charaktere der Rhythmusgestalt in die Erscheinung. Jede Rhythmusgestalt hat kurz gesagt ein Verhältnis der Verwandtschaft zu jeder anderen. Es ist im besonderen kein Grund anzugeben, aus dem nicht von einem Rhythmus zu jedem anderen ein kontinuierlicher, d. h. der Gesetzmäßigkeit der Schwelle genügender Übergang sollte gefunden werden. Rhythmen sind, wenn man sich hier eines bezeichnenden Ausdrucks aus der Theorie der Pädagogik für die Möglichkeit stetiger Übergänge von einem Lehrfach zu jedem anderen bedienen dürfte, „konzentrierbar“: von jedem zu jedem hin muß ein stetiger „Übergang“ möglich sein. Der Gedanke mag in dieser Form vielleicht überraschen; der Sache nach ist er durch die vorausgegangenen Erwägungen längst vorweggenommen. Denn im Grunde genommen bringt er auf seine Weise doch nur die Einsicht zum Ausdruck, daß jeder

Rhythmus beliebig gliederungsfähig sein müsse; daß man vergebens nach einer objektiven Grenze der Gliederungsmöglichkeiten des Rhythmus fragen würde; daß der Rhythmus, gerade als Gegenstand, der Bedingung monadischer Bestimmtheit unterliegt; kurz, daß er produziert ist. Dasselbe Prinzip, so darf man wohl sagen, das die Gliederungsmöglichkeiten des Rhythmus bestimmt, beherrscht auch Tatsache, Möglichkeit und Begriff der Rhythmuschwelle. Es ist die erlebnismäßig-präsenzielle Kontinuität, der „monadische“ Seins- und Bestimmtheitswert des „Ich“.

4. Von selbst versteht es sich, daß diese Erwägungen nicht nur für die Übergänge von Rhythmus zu Rhythmus, sondern auch für die vom Zustande der Rhythmuslosigkeit bzw. der Rhythmusindifferenz zur Rhythmizität gelten. Denn auch Rhythmuslosigkeit und Rhythmusindifferenz sind, wie oben nachgewiesen, ihren Begriffen nach stets „relativ“. Sonst widersprächen sie dem Begriff des Erlebens, gleich wie die Idee eines schlechthinnigen und absoluten Chaos dem der Natur widerspricht und ein tiefer Sinn verbirgt sich hinter dem Worte Hans von Bülow's: „Im Anfang war der Rhythmus.“ Noch einmal also: die Möglichkeit, Fundierung als solche zu erleben, bedingt den Begriff eines „willkürlichen“ Rhythmisierens. Andererseits begründet der Begriff des Erlebens, als des Erlebens von Ganzheiten, die Möglichkeit des Schwellenerlebnisses überhaupt, des Erlebnisses der Rhythmuschwelle im besonderen. Damit aber erscheinen auch die Begriffe des Schwellenerlebnisses und des „Verstehens“, das Wort in dem früher definierten Sinn, d. h. in Rücksicht auf sein Verhältnis zu dem Motiv der Ganzheit gebraucht, in notwendiger Wechselseitigkeit verknüpft. Schwelle und „Verstehen“ erweisen sich als Gesichtspunkte, den Begriff des Erlebens überhaupt zu umschreiben. Sie zeigen Bedingungen an, unter denen das Erleben von Ganzheiten und damit die „Tatsächlichkeit“ des Psychischen stehen müssen. Sie sind anders gesagt Invarianten für die Bestimmung des Begriffs der Psychologie als Wissenschaft.

5. Man begreift, wie weit diese Erwägungen, in ihre letzten Bezüge hinein verfolgt, über den Bereich unserer Sonderfrage hinausführen. Es wäre z. B. eine der schwierigsten, aber zugleich lohnendsten Aufgaben auf dem Boden einer denkpsychologischen Prinzipienlehre, zu untersuchen, wie sich das Problem der Schwelle und damit die Bedingung des „Verstehens“ an jenem eigentümlichen „Noch-Nicht“ des „Zweifels“ ausprägen möchte. An solchen Punkten erst würde sich die ganze Fruchtbarkeit einer Fragestellung erschließen, die in grundsätzlicher, ihrer eigenen Voraussetzungen überall

gewisser Einsicht die funktionale Einheit des Erlebens gegenüber der Mannigfaltigkeit des Erlebten und zu Erlebenden zu wahren sucht. Wir nennen diese Einheit ausdrücklich „funktional“. Das bedeutet, daß die Mannigfaltigkeit des Erlebten nicht durch die Identität eines Substrates zusammengehalten, sondern durch den Sinn und die Notwendigkeit einer Beziehung bedingt sei — derselben Beziehung, die den Begriff des Erlebens überhaupt bestimmt und in den Motiven der „Präsenz“ und der „Produktion“ ihre bezeichnende Ausprägung erlangt. Indem sich nun diese Beziehung, zugleich als Korrelat des Begriffs der Gegenständlichkeit, an der Erscheinung der Schwelle bewährt, verbindet sie deren Problem in organischer Einheit mit dem des „Denkens“. In solchem, methodisch vertieftem Sinn durften wir hier auf den Zweifel verweisen. In dem gleichen Sinn aber dürfen wir es auch aussprechen: Das Gefüge des Denkens beherrscht den ganzen Umkreis der Erscheinungen, für die der Begriff der Schwelle bestimmend ist. Mag man also auch den ursprünglichen und legitimen Geltungsbereich dieses Begriffs auf die Empfindung beschränken, der notwendige Bezug des Schwellenerlebnisses auf die Bedingungen des denkenden Verstehens, des verstehenden Überschauens, kurz der „Ganzheit“ und Produktion“, lehrt die Empfindung selbst unter dem Gesichtspunkt der Invarianten des Denkens zu betrachten. Es ist eben die Aufgabe, die Besonderung jener Invarianten aufzufinden, die den besonderen Bedingungen des Erlebens in der Empfindung genügt. Wir kennen sie längst. Sie ist mit dem „Organbezug“, vermöge einer besonderen Form der Abhängigkeit der Empfindung vom Nervensystem, gegeben.

Man erkennt, wie die weitere Verfolgung dieser Motive mitten hineinführen müßte in das Gewirre letzter Aufgaben der Erkenntniswissenschaft. Aber gerade das bedeutet aller scheinbaren Komplikation zum Trotz eine entscheidende Klärung. Dreht sich hier doch alles um die eine, freilich schlechthin zentrale Frage: Wie offenbart das Erlebnis den Begriff des Erlebens, wie genügt das Erlebnis im einzelnen, auch da, wo es nur als „isolierte“ Empfindung vorliegt, dem mit jenem Begriff gesetzten Gegenstandsbezug des Wissens, oder allgemeiner, wie gliedert sich Psychologie dem System jener gegenständlich begründeten, ja den Begriff gegenständlicher Begründung selbst ausprägender Forderung ein, die sich „Wissenschaft“ nennt?

6. Im einzelnen freilich türmte sich Schwierigkeit auf Schwierigkeit. Nicht allein bei der methodischen Durchdringung des ganzen durch diese Fragen angedeuteten Problembereichs, sondern auch bei

der Analyse der Sonderaufgaben. Ja, fast will es scheinen, als versagten die hier entwickelten Gesichtspunkte auch schon bei den elementarsten Versuchen, die Beziehungen zwischen „Schwelle“ und „Rhythmus“, den Begriff des Schwellenerlebnisses im Bereich des Rhythmus, aufzuhellen. Der Rhythmus, so sagt man, „verdränge“ doch in der Erscheinung der Schwelle das Erlebnis der Rhythmuslosigkeit, der „neue“ Rhythmus den „alten“. Wie aber vertragen sich dieses „Verdrängen“ und „Verdrängtwerden“ mit dem, was oben „Gliederung“ genannt worden? Wie mit dem Begriff jener „Ganzheit“, die früher unter Hinweis auf das Motiv des Aufgabenwechsels als die wesentliche Voraussetzung für die Möglichkeit der Rhythmusschwelle erkannt worden war? Nun, die Rede von jenem „Verdrängtwerden“ ist ein bildhafter Ausdruck. Sie besagt lediglich: Ich vernehme an gewissen Inhalten Rhythmus, an denen ich vorher „noch“ keinen erlebt hatte. Und das wieder bedeutet in seine theoretischen Bezüge auseinandergelegt: Ich erfasse einen naturhaft definierten Sachverhalt unter ganz bestimmten Gesichtspunkten der Identität. Konkret gesprochen: Ich behaupte, an den selben Tönen, die mir soeben rhythmuslos erschienen waren, jetzt einen Rhythmus zu erleben. An „den selben“ Tönen! Sind es „die selben“? Nein und ja. Nein, sofern ich sie in ihrer physikalischen Valenz betrachte. Dann aber gebricht es auch an jeglicher Möglichkeit, etwas über ihren rhythmischen Wert auszusagen. Wellen als physikalische Größen sind nicht rhythmisch. Nenne ich sie trotzdem so, so werte ich sie bereits unter ganz bestimmten, aphysikalischen Gesichtspunkten. Ein gleiches gilt nun auch hinsichtlich jener Identität der Töne, die ich jetzt rhythmusfrei, dann rhythmusbezogen oder rhythmusbestimmt erlebe. Sie sind „die selben“ unter dem Gesichtspunkt der Identität, vielleicht besser, unter dem Gesichtspunkt des Wissens um die Identität „meiner selbst“. Sie sind die selben, unter der Voraussetzung, daß sie den Bedingungen der „Produktion“ genügen. Unter dem Gesichtspunkt dieser Bedingungen gliedert sich das „Frühere“ und das „Spätere“ zur erlebnismäßig überschaubaren Einheit eines Ganzen. In dieser Einheit und für sie allein erscheint Rhythmusloses von bereits Rhythmisiertem unterschieden; in ihr allein gibt es ein Schwellenerlebnis; nur gemäß der Norm jener Einheit, im Hinblick auf deren Bedingungen, hat die Rede von „Etwas“, das „eben noch“ rhythmuslos, sich mir „jetzt“ rhythmisiert darbietet, einen Sinn. Ja, ich muß die „Produktion“ selbst erleben können, wo ich im Medium des Rhythmus das Erlebnis der „Schwelle“ — oder der „Unterschiedsschwelle“ — habe. Ich muß, um noch ein-

mal an bereits früher Gesagtes zu erinnern, in der Lage sein, den Rhythmus zu „wollen“. „Verdrängt“ also wird hier gar nichts. Das Rhythmuserlebnis setzt sich nicht an die Stelle des Erlebnisses der Rhythmuslosigkeit. Vielmehr lebt in dem rhythmisierten „Jetzt“ das rhythmuslose „Früher“ weiter. In jenem „Jetzt“ wird das „Früher“ aufgehoben; d. h. es bleibt in dem „Jetzt“ erhalten. Gerade das bedeutet ja seine erlebnismäßige Bestimmtheit.

7. Man erkennt, wie in den ganzen, durch solche Erwägungen erschlossenen Problemkreis auch die Frage nach der Beziehung zwischen Erleben und Gedächtnis bestimmend eingreift. Denn jenes „Weiterleben“ des „Früher“ im „Jetzt“ als Ausdruck der Kontinuität, d. h. des Seins meiner selbst — nichts anderes bedeutet ja „Gedächtnis“. Das Gedächtnis, so darf man sagen, bezeichnet geradezu die Tatsache des „Ich“. Denn es bezeichnet die Form des Erlebens überhaupt: Erleben bedeutet „Etwas haben“, dies aber ist „Wissen, etwas erlebt zu haben“. „Sentire se sensisse“ — heißt es einmal bei Thomas Hobbes — „meminisse est“. „Das Rauhe und Glatte, wie Größe und Figur werden nicht durch den Tastsinn allein, sondern auch durch das Gedächtnis empfunden; denn obgleich manche Dinge in einem Punkte getastet werden, so kann man doch jene nicht empfinden, ohne den Fluß eines Punktes, d. h. ohne Zeit: Zeit aber zu empfinden, dazu bedarf es des Gedächtnisses.“ Gäbe es also, um in der Bahn des Hobbesschen Gedankengangs zu bleiben, jenen „Fluß eines Punktes“ nicht, dann gäbe es auch den „Punkt“ selbst nicht, in dem sich etwa eine Sinnesempfindung als eine von anderen ihresgleichen schlechthin isolierbare Bestimmtheit darstellt. Nur unter der Voraussetzung einer Zeitstrecke des Erlebens kann von einem Erlebnispunkt die Rede sein: der „gegenwärtige“ Augenblick ist immer nur als Funktion jenes Streckenwertes möglich, der im „Haben“ beschlossen ist. Gerade deshalb aber ist dieser Streckenwert immer auch Vergangenheitswert, das „Haben“ bedeutet immer auch ein „Gehabt-Haben“, und das Gedächtnis als spezifische Erlebnisform der Zeit die Invariante des psychisch Tatsächlichen.<sup>1)</sup> Nun wissen wir aber, was jenes „Empfinden der Zeit“ für das Erlebnis des Rhythmus bedeutet. Wir können daran die Tiefe der Beziehungen ermaßen, die das Problem des Rhythmus mit dem des Gedächtnisses verbinden.

8. Immer klarer aber wird es auch, daß eine Prinzipienlehre der Psychologie das Gegenteil einer tatsachenfremden Doktrin bedeute.

1) Hierzu meine „Grundlagen der Denkpsychologie“. S. 325f. Ferner mein Buch „Hobbes und die Staatsphilosophie“. München 1924. IV.

Den Rhythmus als Erlebnis, d.h. als Tatsache wissenschaftlich zu fassen, setzt die restlose Klärung des Begriffs der psychologischen Tatsache voraus; — und zwar nicht nur in jenem weiteren Sinn des Wortes, in dem auch die Bestimmtheit der Naturtatsache an die Einsicht in den Begriff naturwissenschaftlicher Gegenständlichkeit geknüpft erscheint, sondern in einem engeren und engsten Sinn, demzufolge die Feststellung der Tatsache mit der Entfaltung der Theorie zusammenfällt. So hat denn auch Goethes berühmtes Wort, es wäre „das Höchste zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist“, nirgends eine so tiefe und ursprüngliche Bedeutung als im Felde der Psychologie. Vor allem aber: Es fällt nunmehr auch Licht auf den in den herkömmlichen Lehren vom Begriff des Rhythmus immer mit besonderem Nachdruck behandelten Faktor der „Wiederholbarkeit“. Man hat es gelegentlich geradezu ausgesprochen: Rhythmus ist Wiederholung. Nun, in dieser Fassung ist der Satz zum mindesten unzureichend. Wiederholung eines Erlebnisses bedeutet an sich noch nicht Rhythmus. Wohl aber liefert Wiederholung unter Umständen den Anlaß, das Mittel, Gliederungs- und damit Rhythmuserlebnisse zu provozieren, wo sie vorher nicht erlebt worden sind; dann nämlich, wenn um die Wiederholung gewußt wird. Es gibt in der Tat kein Erleben der Zeit, das nicht, indem es wiederholt wird, Rhythmisierung erführe, so lange nur Wiederholung des Erlebnisses das Erlebnis der Wiederholung einschließt. Und allgemeiner: Kein Erlebnis überhaupt, das nicht, indem es wiederholt, und als wiederholt erlebt wird, ein Zeiterlebnis begründete. Kein Erlebnis mithin, das durch sein Wiederholtwerden nicht den Bedingungen der Rhythmisierung unmittelbar oder mittelbar unterworfen würde. Wiederholbar aber muß jegliches Erlebnis sein, wenn das Erleben unter der Bedingung des Gedächtnisses oder sagen wir einmal: der präsenziellen Identität steht. Freilich, der präsenziellen Identität! Denn die Wiederholung des Erlebnisses bedeutet nicht seine substantiale Dieselbigkeit, etwa die Erhaltung eines Größenwerts in allen Veränderungen. Das Erlebnis ist nicht wie ein Ding der Natur. Es bedeutet funktionale Dieselbigkeit, und zwar unter den besonderen Bedingungen der Präsenz. Ein Erlebnis ist „das selbe“, das es war, sofern „ich“, der Erlebende, „der selbe“ bin, der ich war. Es ist das selbe gemäß den Bedingungen der präsenziellen Kontinuität meiner selbst. Ja, „Ich“ bedeutet in diesem Sinne geradezu Wiederholbarkeit, denn es bedeutet Wissen um die Gliederung der Zeit, es bedeutet Erlebnisganzheit der Zeit, und eben damit „Rhythmus“. Auch die Identität der Erlebnisse ist

eben Erleben und Ergebnis der „Produktion“. Wohl ist es möglich, ja im Hinblick auf den Begriff des Psychischen und den durch diesen Begriff geforderten Bezug des Psychischen auf die Natur geradezu unerlässlich, nach den naturhaften Bedingungen zu fragen, an die jene Identität der Erlebnisse geknüpft erscheint. Und die Antwort auf diese Frage wird, wenn sie nur wissenschaftlich ist, stets mit dem Begriff der Beharrung von Größenwerten zu operieren haben. Nimmermehr aber definiert die Frage nach den naturhaften Bedingungen der Identität von Erlebnissen den Begriff dieser Identität selbst. Um ihn allein aber handelt es sich hier. Und weiterhin: Alle Ganzheit bedeutet, wir wissen es, Gliederung. Deshalb kommt nicht nur dem Gesamtergebnis der Wiederholung „Ganzheit“ zu; auch an ihren Gliedern tritt sie in die Erscheinung. Ganzheit bedeutet eben „Struktur“; und zwar Struktur bis hinein in die letzten Elemente. Oder besser gesagt: Innerhalb einer Ganzheit ist für grundsätzlich und schlechthin Strukturloses kein Raum. Und so erlangt denn auch alles, was innerhalb der Rhythmusganzheit — mag sie sich nun an den Anlaß der Wiederholung geknüpft zeigen oder nicht — liegt, Gliederung und Rhythmus. Man glaube also nicht, daß an sich strukturelose, rhythmisch ungegliederte Elemente durch die Wiederholung zu einer rhythmisch gefügten Ganzheit verbunden werden, daß also nur das Ganze und nicht auch dessen Elemente an der Norm des Rhythmus teil haben. Die Sachlage ist vielmehr die: Die der Wiederholung entspringende rhythmische Gliederung erstreckt sich auch auf das Gefüge dessen, was wiederholt wird. Oder genauer: Nur im Hinblick auf die Möglichkeit einer Struktur der „Elemente“ kann deren Wiederholung Rhythmusserlebnisse zeitigen. Jene Möglichkeit aber ist zum mindesten gefordert; wo die Voraussetzungen dafür gegeben erscheinen, daß Wiederholung Rhythmus erzeuge. Konkret gesprochen: Bringe ich in Ansatz, daß eine Wiederholung sogenannter „einfacher Empfindungen“ zu Rhythmusserlebnissen führe, dann setze ich zugleich, daß auch jene „einfachen Empfindungen“ in ihrer psychologischen Tatsächlichkeit, d.h. in ihrer „monadisch“ bestimmten Gegebenheit, eine „Struktur“ müßten erkennen lassen. Ich setze zum mindesten das Problem, ich bekenne mich zu dem Recht der Frage, welches Gefüge die „einfache Empfindung“ als „Gegebenheit“ wohl aufweisen, welche Gliederung deren Überschaubarkeit bestimmen möchte.

9. Für die Empfindung wird damit etwas in Anspruch genommen, was sich für das Verhältnis zwischen Rhythmus und Sinnbestimmtheit von selbst zu verstehen scheint. Man kennt dieses Verhältnis.

Man weiß, welchen Gebrauch davon die Dichtkunst macht, wie es die sogenannte rhythmische Prosa nutzt. Aber schon eine flüchtige Überlegung lehrt auch, daß am Ende keine Äußerung von ihm unberührt bleibt. Der Rhythmus, so sagen wir kurz, ist die Form, in der sich Äußerungen gliedern. Er ist geradezu der Gliederungswert des sich in Äußerungen offenbarenden Sinns selbst. Und so kommt dem Rhythmus sinnbezogener Äußerungswert zu. Man begreift, wie an diesem Punkt die Fragen Rhythmus und sprachlicher Stil sich miteinander in unlösbarer Gemeinschaft verbinden. Denn wo sprechen wir von sprachlichem Stil? Da, wo auch die Affektbetontheit der Gedanken nach sprachlicher Repräsentation drängt, wo Gedanke und Affektbetontheit zu einer neuen Einheit gedanklich-gegenständlicher Bestimmtheit verschmelzen sollen. Alle Rede ist, dem Kunstwerk vergleichbar, der Summe ihrer Elemente gegenüber — wenn es überhaupt möglich wäre, eine solche zu bilden, „geschlossen“. Sie ist „gestaltete“ Einheit; sie ist „Ganzheit“. Alles steht in ihr mit allem in Beziehung. Das Prinzip dieser Beziehung eben ist das „Ganze“: es ist stets „vor“ seinen Teilen. Wird also innerhalb des Ganzen zwischen diesen Teilen im Sinne eines „vor“ und „nach“ unterschieden, so steht auch dieses „vor“ und „nach“ unter den Bedingungen jenes Ganzen. Es ist ein „vor“ und „nach“, trotzdem aber auch ein „zugleich“. Oder anders: Die Ganzheit gestattet zwar Früheres von Späterem innerhalb des Ganzen zu unterscheiden, ja mehr noch, sie fordert solche Unterscheidung. Aber beides nur im Hinblick darauf, daß das Spätere im Früheren vorweggenommen, das Frühere im Späteren erlebnis-, d.h. gedächtnismäßig „gegenwärtig“ ist. Zwischen Früherem und Späterem besteht hier nicht ein Verhältnis zeit- und zugleich größenbezogener Beharrung, wie zwischen Ursache und Wirkung, sondern ein Zusammen im Sinne jener präsenziellen Bedingungen der Produktion, denen zufolge etwa die Melodie als solche nicht eine Reihe aufeinanderfolgender Begebenheiten, sondern ungeachtet des Zeitwertes ihrer Entfaltung, die geschlossene Einheit wechselbezogener Erlebnisse darstellt. In dem Maße nun, in dem die Rede „gestaltete“ Ganzheit ist, ist sie auch „Stil“ und „Rhythmus“. Und gleichwie der „monadische“ Charakter des Erlebens in der Gestaltung der Rede als einem Sonderfall der Produktion zur Ausprägung gelangt, so offenbart sich dieser monadische Charakter auch im Rhythmus. Er wird Träger des Stils und jener Einzigartigkeit seiner Sinnbedeutung, die sich mit dem Gemeinschaftswert der Verständigung sehr wohl verträgt. Rhythmus, Stil und Rede



mit allem, was die Rede an Bezügen zu Satz und Wort einschließen mag, bilden eine organische Einheit. Das Prinzip dieser Einheit aber liefert der definierte Begriff des Erlebens selbst. Wir wissen, was wir darunter zu verstehen haben. Es ist der Gedanke, daß, weil das Erleben einzigartig und doch verständigungsbezogen ist, auch das Verstehen ein Verstehen des schlechthin Einzigartigen und zugleich eines für die sich Äußernden Gemeinsamen bedeutet. Beides steht in funktionalem Wechselbezug und gerade an diesem Wechselbezug hängen die Tiefe und der Nuancenreichtum, mit denen das Wort „Verstehen“ immer wieder gebraucht werden darf, jenes eigentümliche Gemisch von „Rationalität“ und „Irrationalität“, das seinem Begriff anhaftet. Sprache bedeutet ebenso Stil, wie Rhythmus. Man könnte auch sagen: Die Sinngliederung, die unter dem Gesichtspunkt der Sprache Stil genannt wird, ist unter dem des Zeiterlebnisses betrachtet Rhythmus. Der Rhythmus ist daher gleich dem Stil Sprache als Träger der ungeschmälerten und individuellen Fülle des Gedankens. Der Rhythmus ist, wir unterstreichen es noch einmal, die Form der Entfaltung des Stils und damit des Sinns. Er offenbart das Einzigartige an dem Gedanken, das, was man gern das „Intuitive“ an ihm nennt, was jeder sprachlichen Darstellung zunächst zu spotten scheint, kurz seinen affektiven- oder Gefühlswert. Aber gerade die Sprache schafft doch auch wieder im weitesten Sinn die Voraussetzungen, diesen affektiven Wert der Gedanken als solchen zu erfassen — nicht zuletzt der eigenen. Wäre es anders, so gäbe es keine Kunst, deren Mittel die Sprache ist. Von der Stilgestalt der Rede, ihrem rhythmischen Gliederungswert empfängt im gegebenen Fall das „Wort“ seine „Färbung“, d.h. seine Funktion. Es wird Moment einer „individuellen“, d.h. monadischen Bestimmtheit. Es ist nicht eine ein für allemal gegebene Größe und gerade deshalb Vehikel des „Verstehens“: in ihm und durch es gestaltet sich auf jeweils unterschiedene Weise das Gegenständliche. Der Gedanke wird sprachlich, d.h. stilistisch und rhythmisch im weitesten, aber definierten Sinn des Wortes geformt, um dadurch selbst erst seine eigene Eindeutigkeit und Bestimmtheit zu gewinnen. Weil und sofern nun diese Formung sprachlich ist, entspringt aus ihr ein reicher gegliedertes, durch reicher gestaltete Affekte bestimmtes System von Gedanken. Zugleich aber erhebt sich auch der Anspruch, das Individuelle „verständlich“ werden zu lassen. Wir „verstehen“ eben auch das Individuelle und Einzigartige an der Rede und indem wir es verstehen, verstehen wir erst die Rede selbst mit den in ihr gemeinten Gegenstandsbezügen. Ich verstehè den „anderen“, weil er gleich

mir einzigartig ist und zugleich trotzdem er es ist. Ich verstehe ihn, weil es die Bestimmtheit des Gegenstandes selbst ist, die solche Einzigartigkeit fordert, wie ja andererseits wieder Einzigartigkeit nur kraft ihres Bezugs auf Gegenständliches in irgendwelchem Sinn des Wortes möglich wird. So bewährt also auch das Problem des Rhythmus in allen Stücken, was wir in so vielfachen Abwandlungen als die „monadische“ Bestimmtheit des Psychischen, was wir als die auf diese monadische Bestimmtheit gerichtete methodologische Einstellung der Psychologie erkannt hatten. Der Rhythmus bedeutet eine notwendige, weil in dem Begriff der Zeit selbst gelegene Art der Bestimmung solcher Einzigartigkeit. Denn er bedeutet „Produktion“.

10. Ohne besondere und grundsätzliche Schwierigkeit ließen sich nun diese Gedanken weiter und ins Allgemeine hin fortführen. Es ließe sich zeigen, wie der Rhythmus in allen seinen möglichen Daseinsformen und Schattierungen ausdrucksbezogen sein muß; wie diese seine Ausdrucksbezogenheit an die Bedingung des Wissens um die Produktion als solche, d.h. an die Betätigung des „Willens“, geknüpft erscheint und welche erziehlichen Wirkungen sich im Hinblick darauf aus einer systematischen Pflege und methodischen Kombination der Rhythmuserlebnisse ergeben müßten. Indessen, eine wie große Erweiterung damit auch das Gebiet unserer Betrachtungen erfahren möchte, der Problemstellung selbst fügte sich kein neues und entscheidendes Element hinzu. Denn es würden höchstens die Begriffe der „Produktion“ und des „produzierten Gegenstandes“ von neuen Seiten her und in neuer Komplexion zur Darstellung gelangen. Anders freilich steht es um die Erörterung einer Frage, die bisher zwar mit Stillschweigen übergangen ward, die aber geeignet erscheint, tief in das Gefüge unseres Problems hereinzuleuchten: der Frage des sogenannten Zeitoptimums. Was ist dessen Begriff, welches die Rolle dieses Begriffs im Problembereich des Rhythmus? Wir antworten kurz: Die optimale Zeit ist die individuelle Zeitform des Verstehens und Gliederns; sie ist derjenige Zeitwert, dem der Erlebende in einem gegebenen Fall des verstehenden Überschauens allen anderen möglichen Zeitwerten gegenüber den Vorzug gibt; der individuelle Zeitwert, auf den er jeweils eingestellt und „abgestimmt“, der „seinem“ Erleben als solchem angemessen ist. Sie bedeutet die Zeitform, unter deren Bedingung er im besonderen Fall zu sich „ich“ sagt, im Hinblick auf welche er sich im gegebenen Fall selbst „meint“, kurz gemäß deren er jeweils, d.h. angesichts bestimmter Erlebnisse, um sich „weiß“. Oder noch

genauer: Der Erlebende kann sein Erlebnis auch unter nichtoptimalen zeitlichen Bedingungen „haben“. Aber es ist ihm in diesem Falle, d.h. in Rücksicht auf sein Streben nach verstehendem Überschauen „zu schnell“ oder „zu langsam“. Er „will“ es auf eine bestimmte Weise, bestimmten Zeitverhältnissen gemäß „haben“. Er will es sich diesen Verhältnissen gemäß „zurechtlegen“. Man könnte auch sagen: Optimal ist derjenige Zeitwert des Erlebens, der dem jeweils Erlebten oder zu Erlebenden nicht als besondere, mit ihr interferierende Aufgabe an die Seite tritt. Trifft diese Bedingung zu, dann „hat“ eben der Erlebende sein Erlebnis, wie er es haben „will“. Er hat es gemäß seinem „Zeitoptimum“.

Es wäre nun verlockend, die Fäden des Beweisgangs von hier aus nach zwei Richtungen hin weiterzuspinnen. Man könnte einmal die Beziehungen zwischen Zeitoptimum und „Willen“ zur Erörterung stellen. Man könnte sodann, und zwar im Zusammenhang damit, die Frage nach den Begriffen des Aufgabenwechsels und der „Störung“ aufwerfen und ihre Bedeutung für den des Erlebens überhaupt zu ergründen suchen. Wir verfolgen keinen der beiden Wege. Wir stellen nur fest, daß sich mit der Frage des Optimums recht eigentlich das Problem der Präsenz entrollt, daß sie also, wenn auch von einer ganz besonderen Seite her, wieder nur den Begriff der Psychologie selbst zur Erörterung stellt. Denn das Problem der Präsenz betrifft mit dem Begriff des Erlebens recht eigentlich den der Psychologie. Auch von dem Zeitoptimum her müßte also das gesamte Problem der Psychologie kritisch darzustellen sein.

11. Fragt man aber nach den besonderen methodischen Gesichtspunkten, die sich in dem Motiv des Optimums verkörpern, so sieht man sich immer wieder auf denselben Gedanken verwiesen. Es bringt auf besondere Weise jenen Komplex entscheidender Bedingungen zum Ausdruck, den wir unter dem Namen der Monadizität längst kennen, das schlechthin Individualisierende und Individualisierte alles Erlebens, die Voraussetzungen für das erlebnismäßig dimensionierte „Jetzt“ und „Hier“, das „So“ und „Nicht-Anders“, für jene Einzigkeit und Einzigartigkeit des Erlebtseins, wie sie sich als Korrelat der Verständigung und des in der Verständigung geforderten Gegenstandsbezugs darstellt. Im Zeitoptimum mit den Ausblicken, die sich von ihm aus auf die Tatsache des Rhythmuserlebnisses darbieten, erschließt sich das „Ich“, erschließen sich alle Beziehungen, die das „Ich“, also die Tatsache und die Bedingungen des Denkens, mit dem Begriff der Gegenständlichkeit verbinden. Keine wissenschaftliche Erörterung psychologischer Aufgaben wird auf die

Analyse jener Beziehungen ungestraft verzichten können. Tut sie es dennoch, so verzichtet sie auf die Beantwortung der Frage nach dem Unterschied und dem Verhältnis psychologischer und Naturtatsachen, auf die Kennzeichnung der Besonderheit psychologischer Gegebenheiten, kurz auf ihren eigenen methodischen Begriff. Um so bemerkenswerter ist darum der Widerstreit, in den sich die übliche Behandlung der Frage der Optimalwerte immer wieder zu verstricken droht. Zwar möchte man gern daran festhalten, daß ein optimales und individuelles Verhalten für alles Psychische bezeichnend ist. Aber immer wieder unterliegt man der Versuchung, in den Tatsachen des Optimums entweder eine kapriziöse Abweichung von einer allgemeinen Norm zu erblicken, oder aber die optimalen Werte selbst im Sinne von „Durchschnittswerten“ zu deuten. In jedem der beiden Fälle opferte man, um es einmal so auszudrücken, den Begriff und die Eindeutigkeit des psychologischen Urteils. Denn in beiden Fällen bekennt man sich zu einer mindestens unanalysierten Auffassung von dem methodologischen Gefüge der Psychologie: man betrachtet als selbstverständlichen Maßstab aller psychologischen Erkenntnis kurzweg den Begriff der Naturgesetzlichkeit. Es kennzeichnet, so darf man sagen, den Mangel der herkömmlichen Auffassung von der Stellung der Optimalwerte, daß sie deren Problem unbedenklich und dogmatisch auf das Motiv des Naturgesetzes abstimmt. Daher kommt es, daß sie das Optimum immer wieder und unter den verschiedensten Gesichtspunkten als „Ausnahme“ von einer Norm bezeichnet. Aber auch wenn sie sich herbeilassen sollte, es als greifbaren Ausdruck der eigentümlichen Norm des Erlebens selbst zu kennzeichnen, verfehlte sie recht eigentlich ihr Ziel. Denn das Optimum ist Norm des psychischen Geschehens höchstens in dem Sinn, daß es auf die Bedingungen psychischer Tatsächlichkeit überhaupt verweist. Die Einzigkeit und Einzigartigkeit des jeweils Erlebten bedeutet nicht eine nun einmal gegebene, und unter Umständen vielleicht auch zu vernachlässigende Schranke gesetzwissenschaftlicher Einsicht, sondern geradezu die Voraussetzung für die Möglichkeit aller psychologischen Erkenntnis. Es ist eben in der Psychologie nicht so, wie in der Physik, wenn man eine Formel durch Einfügung einer „Konstante“ für den individuellen Fall tauglich macht. „Konstanten“, in denen sich die Spannung zwischen „generalisierender“ und „differenzieller“ Bestimmungen, „gesetzlicher“ und „individueller“ Verhaltensweisen grundsätzlich löste, gibt es auf dem Boden der Psychologie nicht. Denn diese kennt überhaupt nur individuelles Verhalten; — ein individuelles Verhalten

freilich, das, weil es im definierten Sinn des Wortes „monadisch“ ist, zum gesetzlichen in keinen Widerspruch geraten kann, oder besser gesagt, das als ein monadisches einen Begriff der Gesetzlichkeit einschließt, der mit dem Begriff der Naturgesetzlichkeit nicht zusammenfällt. Psychologische Einsicht liegt vor, wenn ein Erlebnis unter dem Gesichtspunkt der Frage beurteilt ist, wie es sich als Funktion der Präsenz darstellt. „Präsenz“ aber bedeutet nicht eine Gesetzlichkeit, die, und sei es auch nur logisch, außerhalb der Erkenntnis und über dieser steht, sondern ein System von Bedingungen, die das Erlebnis ermöglicht, indem es sie erfüllt. Ein Glied nun in der Kette dieser Bedingungen ist die „Verständigung“. Nicht weil es naturgesetzlich, sondern weil es verständigungsbezogen ist, greift auch Psychisches seinem Geltungswerte nach über den Bereich des Individuellen hinaus. Ebendarum aber und insofern ist es auch „monadisch“, d. h. „präsenziell“, also ein eigentümlicher Zeitwert. Als solcher nun fordert das Psychische seinen Ort in dem Kontext der gegenständlichen Erfahrung. Als solches ist es nur in Verbindung mit Natur, nur unter der Voraussetzung seiner Zuordnung zu Natur und Naturgesetzlichkeit, möglich. Psychisches ist nicht naturgesetzlich. Wohl aber enthüllt es sein spezifisches Gefüge nur dann, wenn sein Verhältnis zum Begriff der Naturgesetzlichkeit geklärt, wenn dieses Verhältnis im besonderen Fall bestimmt ist. Es gibt keine eigentlich „physiologische“ Psychologie; freilich auch keine, die einer eindeutigen Beziehung zur Physiologie als besonders definierter Naturwissenschaft entbehrte.

12. Einzigartigkeit des Erlebens aber bedeutet Einzigartigkeit des „Ich“. Darum muß den Bedingungen jener auch diese genügen. Das hat seine bedeutungsvollen Folgen. Man liebt es, der wissenschaftlichen Psychologie in der Haltung des romantisierenden Skeptikers gegenüberzutreten: ihre, einer abstrahierenden Gesetzeswissenschaft entlehnten Kategorien versagten angesichts der Unerschöpflichkeit und Unvergleichbarkeit des Ich, jedes einzelnen Ich. Die Kräfte der wissenschaftlichen Psychologie brächen sich an dem felsenharten Problem des „Ich“. „Was“ dieses eigentlich „wäre“, bleibe schlechthin und für immer verborgen und höchstens einer ahnungsvoll-metaphysischen Spekulation erschließe sich sein wesenhafter Gehalt. Nun, wissenschaftliche Psychologie entlehnt ihre Kategorien nicht „abstrahierender“ Gesetzeserkenntnis. Denn nirgendwo verleugnet sie den Grundsatz monadisch-individualisierender Betrachtung. Nirgendwo entäußert sie sich daher auch der Rücksicht auf das System besonderer Gesichtspunkte, die mit der einzigartigen Tatsache des

„Ich“ gegeben sind. Niemals löst sich ihr denn auch dieses „Ich“ aus der Gemeinschaft des Erlebens und des psychisch Tatsächlichen heraus. Der Versuch, es zu einer Instanz neben und hinter dem Erleben und der Verständigung zu machen, scheitert an dem Begriff des Erlebens selbst, mit dem alle Psychologie als Wissenschaft steht und fällt. Er bedeutete also einen Verzicht gerade darauf, was durch jene Instanz gesichert werden sollte, auf die Einheit und Ganzheit des Erlebens.

13. Man glaube nicht, die Sachlage, wie sie sich auf Grund solcher Erwägungen darstellt, durch ein flüchtig hingeworfenes Schlagwort meistern zu können. Hier ist nicht die Rede von einer „Psychologie ohne Seele“. Hier ist vielmehr die Rede von den methodischen Gründen, aus welchen eine „Psychologie ohne Seele“ unmöglich ist. Denn gerade das, was diese verfehlt und ihren Voraussetzungen nach verfehlen muß, das monadische Gefüge des Psychischen, erweist sich uns als Prinzip und Mittelpunkt des Beweisgangs. Dort wird planmäßig übersehen, daß psychisches „Geschehen“ keinem anderen gleicht. Hier dagegen auf die Besonderheit der Bedingungen verwiesen, die den Begriff des psychischen Geschehens definieren. In der Absicht, jeden undefinierten Seelenbegriff von der psychologischen Forschung fernzuhalten, verfehlt die „Psychologie ohne Seele“ den Begriff der Psychologie selbst. Gerade er aber wird durch die Begriffe „Präsenz“ und „Monadizität“ verbürgt. Und so ist denn auch die Sorge, es könnte bei dem hier vorliegenden Beweisgang die Forderung der Einheit der Persönlichkeit, mit all den Werten, die an ihr hängen, Schaden nehmen, unbegründet. Denn gerade jene Einheit der Persönlichkeit ist hier letztes Problem; Problem freilich in einem streng definierten Sinn des Wortes. Es wird nicht in metaphysische Fernen verlegt. Es ist nicht Gegenstand ahnungsvoller Verheißungen. Es ist vielmehr ein Inbegriff wohldefinierter Aufgaben, die nur in stetig fortschreitender, geduldiger Analyse, in allseitiger Bewährung der wechselweisen Bedingtheit von Erleben und Gegenstandsbestimmtheit, bewältigt werden können. Niemals also kann die Überzeugung von der Einzigartigkeit des Ich einem romanisierenden Zweifel an Begriff und Leistungsfähigkeit der wissenschaftlich-psychologischen Forschung Raum geben. Denn gerade dieser Begriff ist es ja, der jene Überzeugung auf die Höhe einer wissenschaftlich begründeten Lehrmeinung zu bringen bestimmt ist. Die ungebrochene Individualität und Fülle des Psychischen ist eben in gegenständlich-strenger Wissenschaftlichkeit und nicht als bloße Konzession an die Bedürfnisse einer mangelhaft definierten „Praxis“

zu begreifen. Ja, nur in Rücksicht auf die Bedingungen dieser Aufgabe ist wissenschaftliche Psychologie, ist Psychologie als Wissenschaft überhaupt erst möglich.

14. Man bedient sich in neuerer Zeit gern des Wortes „Strukturpsychologie“. Paßt es nicht vielleicht auch auf die hier vorliegenden Betrachtungen? Ist es nicht Strukturpsychologie, wenn den atomisierenden Bestrebungen einer naturwissenschaftlich verfahrenen Psychologie immer und allerorten die Einheit und Einzigkeit des „Ich“ entgegengehalten wird? Doch wohl nur mittelbar und sehr bedingt. Sicherlich gewinnt ja in der Strukturpsychologie mit ihrer bewußten Hervorhebung gewisser Komplexbegriffe, wie Charakter, Stimmung usw., die Ablehnung des naturwissenschaftlichen Erkenntnisideals für die Psychologie greifbare Umrisse. Allein, solange dabei die scharfe Kennzeichnung der Invarianten fehlt, die den Begriff des Psychischen selbst definieren, solange es an analytischer Einsicht in die Abhängigkeit jener Komplexbegriffe von einer im objektiven Sinn „letzten“ Beziehung gebricht, solange kann von einer tiefer gehenden Übereinstimmung zwischen „Strukturpsychologie“ und den hier durchgeführten Gesichtspunkten nicht die Rede sein. Was aber sind „letzte“ Beziehungen? Solche, die dem Begriff des Gegenstandes überhaupt, dem Begriff der Gegenständlichkeit, gleichkommen. Denn hinter den Begriff des Gegenstandes mit gegenständlicher Begründung, d. h. beweisend und argumentierend zurückgreifen zu wollen, ist keine mögliche Aufgabe mehr. Eine Beziehung ist dann im definierten Sinne des Wortes eine „letzte“, wenn ihr Begriff mit dem der Begründung selbst zusammenfällt. Beziehungen dieser Art heißen eben Invarianten. Sie stellen die Bezugspunkte dar, kraft deren Erkenntnis überhaupt möglich wird; sie sind Bedingungen, von deren Erfüllung im besonderen Fall die Geltung wissenschaftlicher Einsichten abhängt. Welches nun sind die Invarianten der Psychologie? Das war unsere stets wiederkehrende Frage und wir hatten jene Invarianten in dem Gefüge der Bedingungen zusammenzufassen gelernt, die das Wort „Monadizität“ umspannt. Aber das Eigentümliche der Psychologie ist dabei dies, daß sie als Bedingtes neben ihren Bedingungen kein Sonderdasein führt. „Monadizität“ ist außerhalb des Erlebens nichts und Erleben bedeutet „Monadizität“. Darum ist Psychologie immer auch „Prinzipienwissenschaft“, d. h. Wissenschaft von dem Begriff des Gegenstandes, Wissenschaft von den Invarianten der Erkenntnis. Darum entfalten sich in ihr „Tatsachen“ und zugleich „Prinzipien“.<sup>1)</sup>

---

1) Näheres hierzu in meinen „Grundlagen der Denkpsychologie“.

Oder anders ausgedrückt: Es erscheint ein Theorem gefordert, das „Ich“ und Monadizität, also „Erleben“ nicht etwa vergegenständlicht und damit ihres eigentlichen Wesens beraubt, sondern geradezu als Ausdruck und notwendiges Korrelat des Begriffs der Gegenständlichkeit erkennen läßt; ein Theorem mithin, das Erlebnis und Gegenstand gleichermaßen umspannt. In dieses Theorem nun müßten sich jene Komplexbegriffe der Strukturpsychologie einfügen lassen, sollte ihnen — abgesehen von einem etwaigen wissenschaftstechnischen und heuristischen Wert — eine grundsätzliche Bedeutung bei Bestimmung des Begriffs und der Aufgaben der Psychologie zuzusprechen sein.

15. Und nun erst klärt sich uns in kritischem Rückblick auf frühere Betrachtungen die Rolle des Optimums überhaupt, in seiner Bedeutung für das Rhythmuserlebnis im besonderen. Wir dürfen uns kurz fassen, indem wir zunächst wiederholen: Das Optimum repräsentiert auf besondere Weise die Einzigartigkeit alles Psychischen. In Rücksicht auf diese seine Funktion aber ist es nicht eine „Tatsache“ unter anderen. Es ist eine Tatsache eigener, ja einziger Art; ebenso einziger Art, wie das „Ich“ selbst. Es ist eine — der Gedanke bedarf jetzt keiner weitergehenden Begründung mehr — den Begriff der Psychologie selbst verkörpernde Tatsache. Es verwirklicht die methodischen Forderungen jenes Begriffs. Oder anders: Es bedeutet nicht einen — glücklichen oder störenden — Zufall, daß sich ein Optimum findet, wo Erleben überhaupt, Erleben des Rhythmus im besonderen, vorliegt. Das Optimum muß, mag das nun im gegebenen Fall größere oder geringere wissenschaftliche Bedeutung haben, mag es größeren oder geringeren Schwierigkeiten begegnen, als Exponent der Tatsächlichkeit des Erlebens unter allen Umständen gesucht werden können. Wo ich zu mir selbst „ich“ sage, wo ich etwas „meine“, in diesem Sinne „habe“ und um dieses „Haben“ weiß, wo ich also „denke“, da muß ich es so haben können, wie ich es haben „will“, da muß ich „wollen“ können, es auf eine bestimmte Weise zu „haben“; da muß sich in jenem „Haben“ ein spezifischer Erlebniswert der Zeit ausprägen. Und was vom Optimum überhaupt gilt, das gilt im besonderen vom optimalen Rhythmus, das gilt a potiori vom Rhythmus schlechthin. Der Rhythmus wird erlebt, d. h. er offenbart zugleich den Begriff des Erlebens selbst. Er ist Tatsache, d. h. er ist zugleich Prinzip des Erlebens, also notwendiger Gesichtspunkt für die Beurteilung des Erlebten selbst. Das ist die eigentliche Quelle für die grundsätzliche Universalität der Forderung optimaler Rhyth-



muserlebnisse. Sie ist oft und nachdrücklich genug erhoben worden.<sup>1)</sup> Es war nun Zeit, sie auch in ihrem theoretischen Gefüge zu durchleuchten.

## VI.

1. Wir wenden uns, um jedes Mißverständnis zu bannen, nun noch einmal zu einer bereits mehrfach erörterten Frage zurück. Es ward oben zwischen den Invarianten der psychologischen und den Bedingungen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung scharf unterschieden. Das könnte, allen vorausgegangenen Erwägungen zum Trotz, ein bedenkliches Mißverständnis veranlassen. Man könnte glauben, daß damit einer grundsätzlichen Loslösung der Psychologie von der Naturwissenschaft das Wort geredet werden sollte. Nun, wir wissen es längst: gerade das Gegenteil trifft zu. Was gelegnet werden mußte, ist lediglich dies, daß die Methoden und Invarianten der Naturerkenntnis mit naiv-dogmatischer Selbstverständlichkeit auf die psychologische Fragestellung übertragen werden dürfen. Bestehen aber bleibt in ihrer ganzen Größe und Verwicklung die Aufgabe, ob und wie die besondere Norm psychologischer Begriffsbildung eine Zuordnung psychologischer und naturwissenschaftlicher Fragestellungen einschließt und fordert. Ja, diese Aufgabe erscheint jetzt auf dem Hintergrund eines strengen, im definierten Sinne „letzte“ Voraussetzungen einschließenden Beweisansatzes. Er gipfelt in dem Nachweis der Eigengesetzlichkeit des Psychischen. Sie selbst, diese Eigengesetzlichkeit, wird als ein im definierten Sinne „Letztes“, d. h. als Funktion des Gedankens der „Gegenständlichkeit“ überhaupt, erfaßt. Darum dient sie auch als methodisch gesicherte Grundlage für die Frage, welcher Art wohl die Notwendigkeit einer Zuordnung des Physischen zum Psychischen sein möchte. Es zeigt sich, daß sie sich aus dem Begriff der letzten Beziehungen herleitet, aus denen das Recht der psychologischen Fragestellung

---

1) Ich greife aus der fast unübersehbaren Literatur aufs Geratewohl ein paar Sätze einer Abhandlung heraus, die in rein wirtschaftswissenschaftlicher Absicht den Bestrebungen des bekannten Amerikaners Henry Ford gewidmet sind. „Was tut man, wenn man sich einen Leistungsvollzug aneignet? Man sucht unbewußt den adäquaten Rhythmus, in dem man die für die einzelnen Handgriffe notwendigen Bewegungen ‚so bequem wie möglich‘ ausführen kann“. . . . „Jeder Leistungsvollzug birgt in sich Möglichkeiten rhythmischer Gestaltung — jeder!“ . . . „Die Bewegung in der Zeit enthält stets Tempo und Rhythmus. Taylor sah immer nur das Tempo, niemals den Rhythmus“. Hellmut Hultzs, Eine Studienreise zu Ford. Sächs. Industrie Nr. 19. 1925.

überhaupt entspringt. Oder mit anderen Worten: Die Frage nach der Zuordnung eines Physischen zum Psychischen kann nur im Rahmen einer kritischen Theorie des Begriffs der Psychologie entschieden werden. Denn sie ist im Grunde genommen keine andere, als die Frage nach dem Verhältnis eben dieses Begriffs der Psychologie zu den Invarianten der Natur. Erst als dessen Korrelat findet die naive, obschon subjektiv überzeugende Annahme von der Ausnahmslosigkeit der Zuordnung alles Psychischen zu einem physischen Organismus strenge Rechtfertigung und Begründung, nicht freilich, ohne daß damit auch das Problem des Organismus selbst in eine neue Beleuchtung gerückt würde. Denn nur als Korrelat eines Psychischen ist der Organismus „mein“, ist er „jemandes“ Organismus. Nun muß er aber immer jemandes Organismus sein, oder doch sein können. Er muß einem Faktor zugehören, der, und sei es auch auf noch so elementare Weise, mit einem noch so elementar gegliederten Inhalt, zu sich „ich“ sagt. Auch der „tierische“ Organismus unterliegt, wie sich von selbst versteht, dieser Bedingung. Sein „principium individuationis“, also das, was das eine organische Individuum vom anderen bei sonst fast gleichem Verhalten unterscheidet, ist — man mag sich darüber als Naturforscher Rechenschaft geben oder nicht — die Möglichkeit, daß sie verschiedenes „erleben“, also mit Bezug auf verschiedenes im gleichen Sinne „sich“ meinen. Und weil dieses „Im gleichen Sinne ‚sich‘ Meinen“ den Sachverhalt der Verständigung einschließt, könnte man es, ganz grundsätzlich genommen, auch so ausdrücken: Der Rechtsgrund für die Individuation eines Organismus liegt letzten Endes in dem notwendigen Bezug seines Begriffs auf den der Verständigung. Dabei ist der Wendung „letzten Endes“ wiederum ein strenger Sinn zu geben. Wissen wir es doch längst: Im Begriff der Verständigung steht das grundsätzlich Letzte, das Problem der „Gegenständlichkeit“ zur Erörterung. Und so eröffnen sich denn auch auf den Begriff der Biologie hin weite und bedeutsame Ausblicke. Denn das Problem des Organismus ist kein anderes wie das Problem der Tierreihe selbst, das Problem eines „natürlichen Systems“ der Organismen überhaupt. Die Frage ist unabweisbar: Wie offenbart sich an diesem Problem das der Psychologie, wie gewinnen in ihm bei exakter Wahrung der naturwissenschaftlichen Bezüge die Invarianten der psychologischen Begriffsbildung, oder was dasselbe bedeutet, die Forderungen des Begriffs der Gegenständlichkeit, Gestalt? Wie äußern sich an ihm, gerade im legitimen, von keiner Rücksicht auf die Psychologie geschmälernten oder verfälschten Geltungs-

bereich des biologischen Begriffs, die Funktionen des „Ich“, der Monadizität und der Verständigung, beziehungsweise deren gemeinsamer Nenner, die spezifische Zeitnorm der Präsenz, also diejenigen Motive, deren Rechtsgrund im Begriff der Psychologie selbst gelegen ist?

2. Wir wenden uns nun von diesen Ausblicken, deren erschöpfende Darstellung einer Theorie der biologischen Forschung gleichkäme, zurück zum Problem der Präsenz und damit zu dem des Rhythmus. Wir hatten gesehen, wie sich in diesem Problem das des Erlebens der Zeit und damit des Erlebens überhaupt entfaltet, wie sich durch den Begriff des Rhythmus recht eigentlich der der Psychologie zur Erörterung stellt. Und so konnte denn an dem Rhythmus der Begriff der psychologischen Tatsache in seiner Verwurzelung mit dem Problem der Gegenständlichkeit zu kritischer Klarheit gebracht werden. Es ward einsichtig, wie auf dem Boden der Psychologie „Tatsache“ und „Theorie“ in eigentümlicher Identität verschmelzen; wie die methodische Besinnung auf die Struktur der Gestalt zu einer Erweiterung und kritischen Vertiefung des Gegenstandsgedankens führt, wie mit Bezug darauf Erlebnis und Gegenstand in der Einheit eines Problemgefüges zusammengehören. Im Rhythmus erschließt sich, gerade weil er das Problem der Psychologie entrollt, ein Gebiet des schlechthin Individuellen. Zugleich aber knüpft er das Individuelle vermittelt der definierten Forderung der „Monadizität“ an die Funktion der Gegenständlichkeit. Das Individuelle bestimmt sich als solches durch seine Zugehörigkeit zu einem eigenartig gestalteten Zusammenhang; einem Zusammenhang, der Gegenständlichkeit in dem eigentlichsten Sinne des Wortes „bedeutet“, daher in der Forderung der Verständigung beschlossen ist, und eben damit das Monadisch-Einzigartige jenes Individuellen verbürgt. Es ist die Aufgabe der Psychologie, daß sie sich der ganzen quellenden Fülle des Erlebens ohne Schmälerung seines Wesens wissenschaftlich bemächtigt. Der Begriff des Rhythmus aber bezeichnet einen der Gesichtspunkte, den Bedingungen dieser Aufgabe zu genügen.

3. Was in diesen Betrachtungen als die methodische Absicht der psychologischen Fragestellung erkannt worden ist, das entfaltet nun nach zwei Richtungen hin bedeutungsvolle Konsequenzen. Problemgeschichtlich eröffnet es weite Ausblicke auf zentrale Bestrebungen der Romantik und damit auf die gesamte Geschichte der Philosophie; systematisch erschließt es den Zugang zu wichtigsten Aufgaben einer Theorie der Wissenschaft und Geltung. Denn

die „Gegenbenheit“, man darf es ruhig aussprechen, ist das Problem jener gewaltigen spekulativen Systeme am Beginne des 19. Jahrhunderts, die Kant zu überwinden glaubten, indem sie das Sein als Sinn bestimmten, das Sein des „Gegebenen“ als dessen sich selbst begründenden Sinn. Man kennt die Wirkungen dieser Gedanken für die ungeahnte Vertiefung unseres Verhältnisses zu den Aufgaben und dem Begriff der Geschichte. Sie dauern bis heute mit unverminderter Stärke an. Allein, das Problem der Gegebenheit selbst ward damit nicht sowohl bewältigt, als vielmehr nur in einem neuen Zusammenhang gestellt. Und darum bedeutet es eine Anknüpfung an die Philosophie der Romantik, die Frage nach dem Begriff der Gegebenheit mit aller Schärfe aufzurollen. Sie ist letzten Endes die Frage nach dem Begriff des Psychischen. Denn „gegeben“ ist, was nur durch seinen Bezug auf die mögliche Tatsache des „Erlebens“ bestimmt erscheint. Philosophisch aber kann jene Frage nur genannt werden, sofern sie ihre Abhängigkeit von einer grundsätzlich letzten Beziehung erkennen läßt und die Bedingungen einer solchen, wir wissen es, erfüllt allein die Funktion der Gegenständlichkeit. Und so kombinieren sich denn die beiden entscheidenden Fragen: „Wie ist Gegebensein als Erlebnis, wie ist das Erlebnis als Gegebensein möglich?“ — mit jener dritten: „Welches ist der Ort der Tatsache des Erlebens im Rahmen einer Theorie der Gegenständlichkeit?“ Die Frage nach dem Begriff der Psychologie ist in dem philosophiegeschichtlich wohldefinierten Sinn des Wortes „romantisch“. Denn sie betrifft das Verhältnis zwischen Erlebnis und Gegenstand in seinem weitesten Verstande. Ohne Schmälerung ihres eigentümlichen Gehalts läßt sie sich in die Form bringen: Aus welchen Quellen schöpft das Erlebnis die Kraft, den gegenständlichen Bedingungen jedes möglichen Wahrheitsanspruchs, ja in den Ideen der Gesinnung und der Weltanschauung, denen der systematischen Einheit aller überhaupt möglichen Wahrheitsansprüche zu genügen?<sup>1)</sup>

4. Für das Problem des Rhythmus aber schließen diese Gedanken, wollte man sie in ihre letzten Beziehungen hinein verfolgen, wichtige Hinweise in sich. Die Frage „Rhythmus und Geltung“ tauchte auf, die Frage nach dem Gefüge derjenigen Formen der Wahrheit, deren Bedingungen der Rhythmus, und er allein, genügt, denen der Rhythmus „dienstbar“ gemacht werden kann, und seinem Gefüge nach dienstbar gemacht werden muß. Welches ist die besondere Geltungsnorm, der gemäß er als „produzierter Gegenstand“

1) Hierzu meine Festrede „Immanuel Kant“. Breslau 1924. S. 43f.

sich seiner ursprünglichen Wahrheitsindifferenz entäußert, um das Gewicht eines gegenständlichen Wertes zu erlangen? Man erkennt, daß darin der Begriff der Kunst selbst zur Erörterung steht, der Sinn gegenständlicher Forderungen, mit denen sie an den künstlerisch Schaffenden oder künstlerisch Genießenden herantritt. Diese Forderungen erschöpfen sich nicht in gegenständlichen Beziehungen. Vielmehr erscheinen sie als Forderungen selbst erst bestimmt, sofern ihnen nicht nur mögliche, sondern wirkliche Akte der Erfüllung entsprechen: das ästhetische Objekt muß im bejahenden oder verneinenden Sinn „gefallen“. Nur produzierte Gegenstände aber, oder genauer Gegenstände, sofern sie als produzierte betrachtet werden können, genügen dieser Bedingung. Und andererseits: Produzierte Gegenstände als solche müssen ästhetischer Wertung unterworfen werden können. Der Rhythmus unterliegt ästhetischer Beurteilung, weil er produziert ist. Gewiß, auch diese Gedankenreihen drängen sofort weiter. Es gibt neben der Kunst noch andere Systeme von Geltungsforderungen, die gleich jener an die Bedingung aktgemäßer Erfüllung geknüpft erscheinen, z. B. der religiöse Glaube. Wie verhält sich der produzierte Gegenstand zu ihnen, was bedingt dessen viel engere Bindung an den Geltungsbereich der Kunst? Man erkennt, wie sich mit diesen und verwandten Fragen der Gesichtskreis weitet, wie sie das Problem des Rhythmus dem universellen Zusammenhang der Philosophie eingliedern, um freilich im letzten Grunde doch wieder nur den eigenen Bedingungen des Rhythmus selbst zur Entfaltung zu verhelfen. Und weil zu diesen Bedingungen vor allem anderen die gehört, daß der Rhythmus sich gemäß der Norm zeitlichen Auseinanders gestalte, so drängt in dessen Problem in erster Reihe der Begriff der Zeit und mit ihm alles das nach Entscheidung, was sich an die Bedingung zeitlicher Gliederung geknüpft erweist; auch das Problem der Geschichte, dieser besonderen, durch besondere methodische Gesichtspunkte bedingten Form einer Gliederung der Zeit. In allem dem aber wird doch schließlich immer nur die eine Frage nach dem eigentümlichen Sinn der Konkretheit des Psychischen abgewandelt. Sie fällt aus naheliegenden Gründen zusammen mit derjenigen nach der Stellung der Psychologie im System der Wissenschaften.

Philosophie ist, das Wort im weitesten und strengst definierten Sinn verstanden, Theorie des Gegenstandes, Psychologie ein Moment dieser Theorie, die Analyse des Rhythmuserlebnisses aber ein besonders ausgezeichneter Anlaß, sich des Begriffs der Psychologie zu versichern.

## WISSENSCHAFTLICHE GRUNDFRAGEN

Philosophische Abhandlungen in Gemeinschaft mit B. Bauch, Jena, J. Binder, Göttingen, O. Bumke, München, E. Cassirer, Hamburg, R. Holtzmann, Halle a. S., E. Kallius, Heidelberg, A. Kneser, Breslau, C. Schaefer, Marburg und J. Stenzel, Kiel

*herausgegeben von Prof. Dr. R. Hönigswald, Breslau*

Zunächst liegen vor:

1. Heft: **Das Naturgesetz.** Ein Beitrag zur Philosophie der exakten Wissenschaften. Von Prof. Dr. B. Bauch. Geh. M. 2.80
2. Heft: **Raum, Zeit und Relativitätsprinzip.** Von Prof. Dr. J. A. Schouten. Geh. M. 2.40
3. Heft: **Vom Begriff der religiösen Gemeinschaft.** Eine problematische Untersuchung über die Grundlagen des Urchristentums. Von Prof. Dr. E. Lohmeyer. Geh. M. 4.—
4. Heft: **Kulturbegriff und Erziehungswissenschaft.** Ein Beitrag zur Philosophie der Pädagogik. Von Dr. H. Johannsen. Geh. M. 3.—
5. Heft: **Vom Problem des Rhythmus.** Von Prof. Dr. R. Hönigswald. Eine analytische Betrachtung zum Begriff der Psychologie.
6. Heft: **Atomismus und Kontinuitätstheorie in der neuzeitlichen Physik.** Von Prof. Dr. E. Lohr. [U. d. Pr. 1926.]

*In Vorbereitung 1926:*

Koebner, Vom Begriff der geschichtlichen Aufgabe.  
Schönfeld, Die logische Natur des Rechtssatzes.  
Petzelt, Das Problem des Blinden.  
Löwi, Philosophie und Psychologie.  
Stenzel, Das Problem der Zeit bei Plotin. Ein Beitrag zur Erkenntnislehre des Neuplatonismus.  
Rademacher, Zur logischen Grundlegung der Mathematik.

Sodann sind unter der Leitung von Prof. J. Stenzel eine Reihe von Abhandlungen sprachphilosophischer Richtung, Texte und Probleme, in Aussicht genommen.

*Ferner sind von Prof. Dr. R. Hönigswald erschienen:*

**Die Grundlagen der Denkpsychologie.** Studien und Analysen. 2., umgearb. Aufl. Geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

Inhalt: Über das sogenannte Verlieren des Fadens. — Ist Psychisches zählbar? — Über Begriff und Möglichkeit des Psychologismus — Über das Begriffspaar „Inhalt — Gegenstand“, „Zum Problem der Bedeutung“. — Zum Problem des geordneten Denkens. — Über die Stellung der Psychologie im System der Wissenschaften.

Die Probleme der Denkpsychologie als Prinzipienfragen der Psychologie überhaupt aufzuzeigen und die methodische Stellung der Psychologie im System der Wissenschaften festzulegen, ist das Ziel dieser Studien. Sie erscheinen jetzt in wesentlich veränderter Fassung, die durchweg zu einer Verschärfung der Grundbegriffe geführt hat.

**Die Philosophie des Altertums.** Problemgeschichtliche und systematische Untersuchungen. 2. Aufl. Geh. M. 14.—, geb. M. 16.—

Das vorliegende Werk ist nicht eine Geschichte der Philosophie im üblichen Sinn: weder eine Geschichte der Philosophen, noch auch eine Schilderung der aufeinanderfolgenden philosophischen Systeme. Es will vielmehr die sachliche Bedeutung der philosophischen Probleme des griechischen Altertums darstellen, zeigen, wie der Wechsel der geschichtlichen Erscheinungsformen des philosophischen Denkens von sachlichen Motiven beherrscht ist; wie andererseits die sachlichen Motive nur in jenen Erscheinungsformen zur Entfaltung kommen können. Es verknüpft also den systematischen Bestand der Philosophie und dessen Entfaltung in der Geschichte zu einer unlöslichen Einheit.

**Philosophie der Sprache und Psychologie des Denkens.** [In Vorb. 1926.]

---

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

**Geschichte der Psychologie.** Von Prof. Dr. O. Klemm. (Wissenschaft und Hypothese. Bd. VIII.) Geb. M. 10.—

**Grundlagen der Psychologie.** Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Th. Ziehen. In 2 Bänden. (Wissenschaft und Hypothese Bd. XX/XXI.) Band I: Erkenntnistheoretische Grundlegung der Psychologie. Geb. M. 6.—. Band II: Prinzipielle Grundlegung der Psychologie. Geb. M. 7.—

**Psychologisches Wörterbuch.** Von Privatdoz. Dr. F. Giese. (Teubners kleine Fachwörterbücher Band 7.) Geb. M. 3.20

**Objektive Psychologie oder Psychoreflexologie.** Die Lehre von den Assoziationsreflexionen. Von Prof. Dr. W. von Bechterew. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen. Mit 37 Fig. u. 5 Tafeln. Geh. M. 12.—, in Leinwand geb. M. 14.—

**Das Vergleichen und die Relationserkenntnis.** Von Prof. Dr. A. Brunswig. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—

**Das Grundproblem Kants.** Eine kritische Untersuchung und Einführung in die Kant-Philosophie. Von Prof. Dr. A. Brunswig. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

**Erkenntnis und Leben.** Untersuchungen über Gliederung, Methoden und Beruf der Wissenschaft. Von Prof. Dr. Th. Litt. Kart. M. 4.20, geb. M. 4.80

**Individuum und Gemeinschaft.** Grundlegung der Kulturphilosophie. Von Prof. Dr. Th. Litt. 2., völlig neubearb. Aufl. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.80

**Wilh. Diltheys gesammelte Schriften.** Bd. I: Einleitung in die Geisteswissenschaften. 2. Aufl. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—, in Halbd. M. 20.— Bd. II: Weltanschauung u. Analyse des Menschen seit Renaissance u. Reformation. Abhandl. zur Geschichte der Philos. u. Religion. 3. Aufl. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.— in Halbd. M. 22.—. Bd. III: Studien zur Geschichte des deutschen Geistes. [U. d. Pr. 1926.] Bd. IV: Die Jugendgeschichte Hegels und andere Abhandlungen zur Entwicklung des deutschen Idealismus. Geh. M. 13.—, geb. M. 15.—, in Halbd. M. 24.—. Bd. V u. VI: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Bd. V (1. Hälfte): Abhandl. zur Grundleg. der Geisteswissenschaften. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—, in Halbd. M. 22.—. Bd. VI (2. Hälfte): Abhandl. zur Poetik, Ethik und Pädagogik. Geh. M. 7.—, geb. M. 10.—, in Halbd. M. 16.—

In Vorb.: Band VII: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Band VIII: Philosophie der Philosophie, Abhandl. zur Weltanschauungslehre. Außer der hier angezeigten in Ganzleinen gebundenen Ausgabe wird auch die Halbleinenausgabe, die sich für den Band um M. 1.— billiger stellt, noch geliefert.

**Der Weg in die Philosophie.** Von Prof. Dr. G. Misch. I. Teil. Der Anfang. II. Teil. Der erste Gang der Philosophie. [Erscheint Anfang 1926.]

**Systematische Philosophie.** (Die Kult. d. Gegenw., hrsg. v. Prof. P. Hinneberg. Teil I, Abt. VI.) 3. Aufl. 2. Abdr. Geb. M. 16.—, in Halbleder M. 21.—

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. II. Metaphysik: W. Wundt. III. Psychologie: H. Ebbinghaus. IV. Philosophie der Geschichte: R. Eucken. V. Ethik: Br. Bauch. VI. Pädagogik: Th. Litt. VII. Ästhetik: M. Geiger. VIII. Die philosophischen Strömungen der Gegenwart: K. Oesterreich.

**Idea.** Ein Beitrag zur Begriffsgeschichte der älteren Kunsttheorie. Von Prof. Dr. E. Panofsky. (Studien der Bibliothek Warburg Heft V.) Mit 7 Abb. Geh. M. 7.60, geb. M. 10.—

**Psychologie der Kunst.** Von Dr. R. Müller-Freienfels. Bd. I: Allgemeine Grundlegung und Psychologie des Kunstgenießens. 3. Aufl. Mit 10 Tafeln. Geb. M. 8.—. Bd. II: Psychologie des Kunstschaffens und der ästhetischen Wertung. 2., umgearb. u. verm. Aufl. Mit 7 Tafeln. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—

**Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin**

# WISSENSCHAFT UND HYPOTHESE

Sammlung von Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaften mit bes. Berücksichtigung ihrer Grundlagen u. Methoden, ihrer Endziele u. Anwendungen

Die Sammlung will die in den verschiedenen Wissensgebieten durch rastlose Arbeit gewonnenen Erkenntnisse von umfassenden Gesichtspunkten aus im Zusammenhang miteinander betrachten. Die Wissenschaften werden in dem Bewußtsein ihres festen Besitzes in ihren Voraussetzungen dargestellt, ihr pulsierendes Leben, ihr Haben, Können und Wollen aufgedeckt. Andererseits aber wird in erster Linie auch auf die durch die Schranken der Sinneswahrnehmung und der Erfahrung überhaupt bedingten Hypothesen hingewiesen.

- I. Wissenschaft und Hypothese. Von Henri Poincaré. Deutsch von L. und F. Lindemann. 3. Aufl. Geb. M. 8.—
- II. Der Wert der Wissenschaft. Von Henri Poincaré. Deutsch von E. u. H. Weber. Mit einem Bildnis. 3. Aufl. Geb. M. 6.—
- III. Mythenbildung u. Erkenntnis. Eine Abhandlung über die Grundlagen der Philosophie. Von G. F. Lipps . . . Geb. M. 7.—
- IV. Die nichteuklid. Geometrie. Histor.-kritische Darstellung ihrer Entwicklung. Von R. Bonola. Deutsch von H. Liebmann. 3. Aufl. Mit 52 Fig. i. T. Geb. M. 5.60
- V. Ebbe und Flut sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem. Von G. H. Darwin. Deutsch von A. Pockels. 2. Aufl. Mit 52 Abb. Geb. . . . . M. 10.—
- VI. Das Prinzip der Erhaltung der Energie. Von M. Planck. 5. Aufl. Geb. . . . . M. 7.40
- VII. Grundlagen der Geometrie. Von D. Hilbert. 6. Aufl. Geb. M. 7.80
- VIII. Geschichte der Psychologie. Von O. Klemm . . . . Geb. M. 10.—
- IX. Erkenntnistheoret. Grundzüge der Naturwissenschaften u. ihre Beziehungen zum Geistesleben der Gegenwart. Von P. Volkmann. 2. Aufl. Geb. M. 10.—
- X. Wissenschaft und Religion in der Philosophie unserer Zeit. Von E. Boutroux. Deutsch von E. Weber. Mit Einführungswort v. H. Holtzmann. Geb. M. 8.—
- XI. Probleme der Wissenschaft. Von E. Enriques. Deutsch von K. Grelling. 2 Teile. I. Wirklichkeit und Logik. Geb. M. 7.— II. Die Grundbegriffe der Wissenschaft . . . . Geb. M. 7.60
- XII. Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften. Von P. Natorp. 3. Aufl. Geb. . . . M. 11.60
- XIII. Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. v. H. Hausrath. Geb. M. 7.—
- XIV. Das Weltproblem vom Standpunkte d. relativist. Positivismus aus. Von J. Petzoldt. 4., Neubearb. Aufl. unter besond. Berücksichtigung der Relativitätstheorie. Geb. . . . . M. 6.—
- XV. Wissenschaft und Wirklichkeit. v. M. Frischeisen-Köhler. Geb. M. 11.—
- XVI. Das Wissen der Gegenwart in Mathematik u. Naturwissenschaften. Von E. Picard. Deutsch von F. u. L. Lindemann . . . . Geb. M. 7.—
- XVII. Wissenschaft u. Methode. Von H. Poincaré. Deutsch von F. u. L. Lindemann. . . . . Geb. M. 7.—
- XVIII. Probleme der Sozialphilosophie. Von R. Michels . . . Geb. M. 5.—
- XIX. Ethik als Kritik der Weltgeschichte. Von A. Görland. Geb. M. 9.—
- XX/XXI. Die Grundlagen der Psychologie. Von Th. Ziehen. I. Bd. Geb. M. 6.— II. Bd. Geb. . . . . M. 7.—
- XXII. Physik u. Erkenntnistheorie. Von E. Gehrcke. Geb. . . M. 3.20
- XXIII. Relativitätstheorie u. Erkenntnistheorie. Eine Untersuchung über die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Einsteinschen Theorie und die Bedeutung ihrer Ergebnisse für die allgem. Probleme des Naturerkennens. Von J. Winternitz. Geb. M. 5.20
- XXIV. Die philosoph. Grundlagen d. Wahrscheinlichkeitsrechnung. Von E. Czuber. Geb. . . . . M. 10.60
- XXV. Über den Bildungswert der Mathematik. Ein Beitrag zur philosoph. Pädagogik. Von W. Birkmeier. Geb. M. 5.60
- XXVI. Zur Geschichte der Logik. Grundlagen u. Aufbau der Wissenschaft im Urteil der mathematisch. Denker. Von E. Enriques. Deutsch von Bieberbach. [In Vorb. 1926.]
- XXVII. Die Grundbegriffe der reinen Geometrie in ihrem Verhältnis zur Anschauung. Von Dr. R. Strohal. Geb. M. 6.40

VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN